

Kompetenzen von Multiplikatoren in der Offenen Jugendarbeit für die sucht- und gewaltpräventive Arbeit

Master Thesis

Eingereicht von: **Mag.a Susanne Stippich**

Matrikelnummer: **0890056**

Im Rahmen des **Masterstudienlehrgangs
Sucht- und Gewaltprävention in pädagogischen
Handlungsfeldern, Jahrgang 2011-2014**

Hauptverantwortliche Betreuungsperson: **Dr. Christian Scharinger**

Zweitleser: **Mag. Rudolf Gruber**

St. Georgen, Oktober 2014

Ehrenwörtliche Erklärung

Ich erkläre ehrenwörtlich, dass ich die vorliegende wissenschaftliche Arbeit selbstständig angefertigt und die mit ihr unmittelbar verbundenen Tätigkeiten selbst erbracht habe. Ich erkläre weiters, dass ich keine anderen Hilfsmittel benutzt habe. Alle aus gedruckten, ungedruckten oder dem Internet im Wortlaut oder im wesentlichen Inhalt übernommenen Formulierungen und Konzepte sind gemäß den Regeln für wissenschaftliche Arbeiten zitiert und durch Fußnoten bzw. durch andere genaue Quellenangaben gekennzeichnet.

Die wissenschaftliche Arbeit wurde in gedruckter und digitaler Form abgegeben. Ich bestätige, dass der Inhalt der digitalen Version vollständig mit dem der gedruckten Version übereinstimmt.

Ich bin mir bewusst, dass eine falsche Erklärung rechtliche Folgen haben wird.

Unterschrift

St. Georgen, Oktober 2014

Danksagung

Viele Menschen haben dazu beigetragen, dass meine Master Thesis entstehen konnte. Ihnen möchte ich hiermit meinen Dank aussprechen!

Aufrichtigen Dank an meine Interviewpartnerinnen – ohne ihre Bereitschaft mit mir über mein vorgegebenes Thema zu sprechen, wäre diese Arbeit nicht existent.

Herzlichen Dank an meine zwei Begutachter für die Betreuung meiner Arbeit und die wertvollen Tipps und auch an den Studiengangsleiter mit seinem Team für die Betreuung während der Studienzeit.

Danke an meine lieben Studienkollegen – es war eine wundervolle Zeit im Rahmen dieses Lehrganges.

Außerdem möchte ich mich insbesondere bei meiner Familie, die mich in allen Entscheidungen bedingungslos unterstützen, bedanken. Zu dem ein großes Dankeschön an meine Freundinnen, die mir während dieser Zeit Rückhalt, Unterstützung und Zuspruch gegeben haben.

Abschließend möchte ich mich ganz besonders bei meinem Freund für die liebevolle Begleitung und Motivation – und auch für die vielen Hilfestellungen – bedanken.

Kurzfassung

Diese Arbeit befasst sich mit den Themen Suchtprävention und Gewaltprävention – hierbei wird besonderes Augenmerk auf das Verbindende der beiden Themenblöcke gelegt. Durch Aspekte der Literatur wird versucht Gemeinsamkeiten von Sucht- und Gewaltprävention herauszuarbeiten.

Neben einer Vorstellung des Handlungsfeldes Offene Jugendarbeit wird der Frage nachgegangen, „welche Kompetenzen haben oder brauchen Multiplikatoren in der Offenen Jugendarbeit für die sucht- und gewaltpräventive Arbeit?“. Die Sicht der Bereiche Offene Jugendarbeit, Suchtprävention und Gewaltprävention steht dabei als ExpertInnenwissen im Zentrum meines Interesses.

„In der Fachliteratur [werden] (...) Multiplikatorinnen als wichtiger methodischer Zugang in Prävention und Gesundheitsförderung beschrieben.“ (Hafen, 2012:66) „Da in der Gesundheitsförderung tätige Institutionen und Fachkräfte meist nur in begrenztem Umfang die Zielgruppen direkt erreichen können (...) sind sie in der Regel auf Multiplikatorinnen und Multiplikatoren angewiesen.“ (BZgA, 2011 zit. n. Hafen) „In der Folge führen die Autoren aus, dass es beim Multiplikatorenansatz nicht nur (...) um eine Verbreitung der Botschaften professioneller Prävention und Gesundheitsförderung geht, sondern auch um eine Verstärkung ihrer Wirkung.“ (Hafen, 2012:66)

Abstract

The prevention of drug abuse and violence are the focus on this thesis – therefore the association of those two topics is considered in detail.

An introduction to the open youth work is given as well as the question “which competences multipliers (trained adult mentors) in the setting open youth work for the drug and violence preventive work are required” is discussed.

The main field of interests from the point of view as an expert out of the areas of open youth work, drug prevention and violence prevention.

„In specialist literature, multipliers (trained adult mentors) are described as an important methodic approach in the prevention and health support.” (Hafen, 2012:66) “because the target group can be achieved (reached) directly in a limited amount by institutions and qualified persons operating in the health support (...) mostly they are dependent on multipliers (trained adult mentors)” (BZgA, 2011 zit. n. Hafen) „subsequently authors specify, that the multiplier (trained adult mentors) approach is not only (...) used to deliver messages of professional prevention and health support, but also for the increase of the effect.” (Hafen, 2012:66)

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	4
1) Prävention	6
1.1) Begrifflichkeit und Stufen der Prävention	6
1.2) Verhaltens- und Verhältnisprävention	10
1.3) Gesundheit, Prävention und Gesundheitsförderung	11
2) Suchtprävention	14
2.1) Im Wandel der Zeit: von der Drogen- zur Suchtprävention	15
2.2) Theorien und Modelle zur Suchtprävention	15
2.3) Konzepte und Strategien der Suchtprävention	18
2.3.1) Konzept der abschreckenden Information/Furchtappell	18
2.3.2) Konzept der funktionalen Äquivalente und der Risikoalternativen	19
2.3.3) Konzept der Lebenskompetenzförderung	19
2.4) Die Ebenen der Methodik	20
2.4.1) Methodik beim Konzept der abschreckenden Information	21
2.4.2) Methodik beim Konzept der funktionalen Äquivalente	21
2.4.3) Methodik beim Konzept der Lebenskompetenzförderung	22
2.5) Die moderne Suchtprävention	22
2.5.1) Die Menschenbilder hinter der Suchtprävention	23
2.5.2) Aktuelle Ansätze der Suchtprävention	23
3) Gewaltprävention	26

3.1) Grundfragen und –sätze der Gewaltprävention.....	26
3.2) Theorien und Modelle zur Gewaltprävention	28
3.3) Methoden der Gewaltprävention	32
3.3.1) Mediative Verfahren	32
3.3.2) Körperorientierte und erlebnispädagogische Konzepte.....	33
3.3.3) Training sozialer Kompetenzen	34
3.3.4) Szenische Verfahren	35
3.3.5) Training zum Umgang mit Gewalt- und Bedrohungssituationen.....	35
3.3.6) Medienpädagogische Angebote	35
4) Gemeinsamkeiten von Sucht- und Gewaltprävention.....	36
5) Die Offene Jugendarbeit	38
5.1) Die Charakteristik der Offenen Jugendarbeit und ihre Aufgaben	39
5.2) Die Zielgruppen der Offenen Jugendarbeit.....	45
5.3) Angewandte Methoden der Offenen Jugendarbeit.....	46
5.4) Die präventive Rolle der Offenen Jugendarbeit.....	46
6) Empirische Untersuchung: Kompetenzen für die universelle Sucht- und Gewaltprävention in der Praxis der offenen Jugendarbeit	49
6.1) Methodik der Datenerhebung.....	52
6.2) bOJA – Bundesweites Netzwerk Offene Jugendarbeit	55
6.2.1) Interviewdaten und Transkript der Erhebung 1	56
6.2.2) Zusammenfassung der Erhebung 1	58
6.2.3) Analyse der Erhebung 1	61

6.3) Landesstelle Suchtprävention Kärnten	61
6.3.1) Interviewdaten und Transkript der Erhebung 2.....	62
6.3.2) Zusammenfassung der Erhebung 2	64
6.3.3) Analyse der Erhebung 2	67
6.4) KiJA Kärnten – Kinder- und Jugendanwaltschaft Kärnten.....	68
6.4.1) Interviewdaten und Transkript der Erhebung 3.....	69
6.4.2) Zusammenfassung der Erhebung 3	72
6.4.3) Analyse der Erhebung 3	74
7) Ergebnisse und Schlussfolgerungen	75
8) Methodik Empfehlungen für die Offene Jugendarbeit	79
8.1) Motivierende Gesprächsführung	79
8.2) risflecting[®]	81
8.3) Einsatz von Peers.....	86
Literaturverzeichnis.....	89
Internetquellen.....	95
Tabellenverzeichnis.....	96
Abbildungsverzeichnis	96

Einleitung

Prävention wird in unserer Gesellschaft immer mehr zum Leitsatz, es ist ein Schlagwort unserer Zeit. Auch die Phänomene Sucht und Gewalt kommen in diesem Kontext vor. (vgl. Gugel, 2007:30)

Deswegen bearbeitet die vorliegende Seminararbeit diese drei Themenkomplexe: Prävention – Gewaltprävention – Suchtprävention.

Die Arbeit wird grob in zwei Teile gegliedert. Der erste Teil der Arbeit bildet die theoretische Grundlage und stellt die genannten Themenbereiche vor.

Der erste Themenbereich beschäftigt sich vor allem mit dem Gebiet rund um „Prävention“. Hierbei soll ein allgemeines Verständnis hervorgerufen werden bzw. ein Heranführen an das Thema stattfinden. Der Kern des Präventionsverständnisses soll aufgezeigt werden. Außerdem wird der Begriff mit den Themen Gesundheit und Gesundheitsförderung in Zusammenhang gebracht.

Im Anschluss daran werden die zwei Themenkomplexe Gewalt- und Suchtprävention abgehandelt. Diese bewusste Kombination bzw. Gegenüberstellung ist dabei Kernstück und Herausforderung zugleich. Besonderes Augenmerk wird darauf gelegt, welche Methoden in den zwei Bereichen vorrangig Verwendung finden. Obwohl die Phänomene Sucht und Gewalt sich durch ihre hohe Komplexität und Vielschichtigkeit auszeichnen, wird in dieser Masterarbeit versucht das Verbindende der beiden Themenbereiche herauszuarbeiten und schließt somit diesen Teil mit einer Diskussion über etwaige Gemeinsamkeiten von Sucht- und Gewaltprävention.

Der Fokus in dieser Arbeit liegt im Bereich der primären bzw. universellen Prävention. Diese Einteilung richtet sich nach den Zielgruppen, die mit den Maßnahmen erreicht werden sollen. Somit werden mehr die Personen, an die sich die Maßnahmen richten und ihre Lebenswelten ins Zentrum gerückt. Es geht nicht mehr in erster Linie um den Konsum und die Verhinderung dessen. Die universelle Prävention richtet sich an die Gesamtheit (eines Landes, einer Schule, einer Klasse, an die Besucher eines Jugendzentrums, ...). (vgl. Gordon, 1983:107ff) Noch näher wird auf diese zwei Begrifflichkeiten in Kapitel 1.1) eingegangen.

Der nächste Themenbereich beschreibt das Handlungsfeld der Offenen Jugendarbeit. Hierbei wird in das Feld der Offenen Jugendarbeit Einblick gewährt und es werden die Charakteristik, die Aufgaben und die Zielgruppen der Offenen Jugendarbeit näher erläutert. Weiters wird auch ein Überblick über Methoden, die in der Offenen Jugendarbeit Anwendung finden, gegeben. Unter anderem wird in diesem Kapitel auch die präventive Rolle dieses Handlungsfeldes aufgezeigt.

Der zweite Teil der Arbeit wird empirisch erarbeitet. Hierbei soll zunächst die Hypothese „Es gibt Gemeinsamkeiten in der Sucht- und Gewaltprävention“ literaturgestützt überprüft werden. Aufbauend wird mittels Experteninterviews auf die Forschungsfrage „Welche Kompetenzen haben oder brauchen Multiplikatoren in der außerschulischen Jugendarbeit für die sucht- und gewaltpräventive Arbeit?“ eingegangen. Im Anschluss dieser Arbeit wird die genannte Forschungsfrage durch eine Analyse der geführten Interviews überprüft. Die Ergebnisse und Schlussfolgerungen aus den Erhebungen werden nochmals gesondert dargestellt.

Den Abschluss dieser Masterarbeit bildet ein Kapitel, das Empfehlungen für Methoden, die in der Präventionsarbeit Anwendung finden, beschreibt.

1) Prävention

Um an das Thema Prävention heranzuführen sollen in diesem Kapitel vor allem die Begrifflichkeit und die verschiedenen Stufen von Prävention dargestellt werden. Außerdem soll Verhaltens- und Verhältnisprävention näher erläutert werden. Weiters wird der Begriff mit den Themen Gesundheit und Gesundheitsförderung in Zusammenhang gebracht.

1.1) Begrifflichkeit und Stufen der Prävention

Unter Prävention sind all jene Anstrengungen zu verstehen, die dazu dienen, Notlagen zu prognostizieren und deren Entstehung möglichst zu verhindern – dies wird in den nachfolgend angeführten Begriffen von Prävention sichtbar.

„Prävention

vom lateinischen prävenire = zuvorkommen, bezeichnet alle Maßnahmen, die geeignet erscheinen, unerwünschten Entwicklungen in allen Lebensbereichen (politischen, wirtschaftlichen, pädagogischen u.a.) vorzubeugen. Für die Erziehung erweisen sich als besonders vordringliche Aufgabengebiete der Prävention im ausgehenden 20. Jahrhundert z.B. der destruktive Umgang mit → Aggression und die Drogenszene.

Je nach Zeitpunkt des Eingreifens spricht man von primärer Prävention (im Vorfeld der unerwünschten Entwicklung z.B. durch Arbeit an grundlegenden Einstellungen, gesundheitsbewußtem Verhalten), sekundärer Prävention (Früherkennung und frühzeitiges Abfangen unerwünschter Entwicklungen vor allem durch Aufklärungsarbeit und Therapie) und tertiärer Prävention (Verhinderung bzw. Milderung von Nachfolgeschäden einer bereits eingetretenen unerwünschten Entwicklung).“ (Köck & Ott, 2002:550)

„Prävention, die [aus spätlat. praeventio = das Zuvorkommen]: alle Maßnahmen, die entweder das Auftreten von unerwünschten Entwicklungen verhindern oder aber den schon eingetretenen unerwünschten Entwicklungen durch ein frühzeitiges Erfassen und Intervenieren entgegenwirken oder zumindest deren zusätzliche Folgen vermeiden oder ausgleichen sollen.

Man spricht von primärer P. wenn eine Intervention schon vor dem Auftreten einer Beeinträchtigung durchgeführt wird. Als sekundäre P. werden alle Maßnahmen zur Früherkennung und früher Intervention bei schon eingetretenen unerwünschten Entwicklungen bezeichnet. Bei der tertiären P. geht es darum, Nachfolgeschäden eines schon eingetretenen Defekts oder unerwünschten Zustands durch Intervention abzuwehren oder doch wenigstens abzumildern.“
(Ahlheim & Eberle, 1988:312)

„Prävention (synonym: Prophylaxe) bedeutet allgemein Vorbeugung, Vorsorge, oder Verhütung. In der Medizin, Psychologie, Pädagogik geht es um Vorsorgemaßnahmen zur Verhütung körperlicher, psychischer oder sozialer Störungen oder Beeinträchtigungen. Solche Präventivmaßnahmen sind außerordentlich vielfältig. Sie reichen von der Vermeidung von Umweltverschmutzung über Milieuänderung und körperlich-psychische Hygiene bis hin zu breitangelegten Aufklärungskampagnen der Bevölkerung. Der Pädagogik kommt dabei eine außerordentlich wichtige Rolle in der Vermittlung einschlägiger Kenntnisse und der Einübung prophylaktischen Verhaltens (z.B. Nichtrauchen, Zähneputzen) zu.“
(Keller & Novak, 1979:284)

Ricken (2012:27) beschreibt den Begriff Prävention sehr ausführlich und genau.

„Prävention in pädagogischen Handlungsfeldern zielt darauf ab, mit pädagogischen Mitteln Bedingungen zu schaffen, die die Entwicklung

von Menschen anregen. Dazu tragen Wertschätzung, Interesse, Anerkennung, sachbezogene Rückmeldung, Unterstützung sowie klare Anforderungen durch Pädagogen bei. Stabile soziale Beziehungen und Möglichkeiten der selbstständigen Bewältigung von Aufgaben gelten als unterstützende Bedingungen. [...] Die Systematik präventiver Arbeit ist danach zu unterscheiden, wie sich Probleme entwickelt haben. Unter primärer Prävention wird die möglichst günstige Gestaltung von Lern- und Entwicklungsbedingungen für alle Kinder eines pädagogischen Feldes verstanden. [...] Maßnahmen der Prävention können kind- und institutionsbezogen sein. [...] Als sekundäre Prävention gelten Maßnahmen, die darauf abzielen, der schwergradigen Manifestation von eingetretenen Lern- und Entwicklungsstörungen entgegen zu wirken. Damit dies gelingt, müssen Risikofaktoren frühzeitig erkannt werden. [...] Durch primäre und sekundäre Prävention sind schwergradige Störungen in der Entwicklung nicht gänzlich zu verhindern. In diesen Fällen sind spezifische pädagogische und z.T. therapeutische Interventionen (tertiäre Prävention) erforderlich. [...]"

Diese Zitate stammen aus verschiedenen pädagogischen Wörterbüchern. Demgemäß hat der Begriff Prävention lateinische Wurzeln und wird vom Wort „praevenire“ abgeleitet und wird mit „Zuvorkommen, vorher kommen“ übersetzt. Es wird beschrieben, dass Prävention auf vorausschauendes Denken und Handeln ausgerichtet sein muss. Vor allem geht es darum eine Maßnahme im Vorfeld zu treffen, um etwaige negative Folgen zu vermeiden oder zu minimieren.

Um Prävention zu definieren, lohnt es sich auch auf den Unterschied zu schauen, was Prävention nicht ist, nämlich Behandlung. Behandlung setzt dann ein, wenn ein Problem bereits aufgetreten ist, wenn also Leute krank, süchtig, gewalttätig geworden sind oder sonst irgendwelche Symptome von Phänomenen zeigen, die von der Gesellschaft als unerwünscht bezeichnet werden. Für das „Zuvorkommen“ der Prävention ist es dann zu spät. Im Gegensatz zur Behandlung hat es die Prävention mit noch nicht bestehenden Problemen, die in Zukunft auftreten könnten,

zu tun. Die Prävention hat die paradoxe Aufgabe, eine an sich erwünschte Gegenwart (Problem besteht noch nicht) so zu verändern, dass sie bleibt, wie sie ist. Diese Paradoxie wird dadurch aufgelöst, dass Faktoren (Risiko- und Schutzfaktoren) bestimmt werden, denen ein Einfluss auf das Entstehen des zu verhindernden Problems (z.B. Sucht, Jugendgewalt) zugeschrieben wird. (vgl. Hafen, 2007:392f)

Obwohl es keine allgemeingültige Definition von Prävention gibt, weisen die verschiedenen Begriffsbestimmungen bestimmte Gemeinsamkeiten auf, mit deren Hilfe sich der Begriff genauer eingrenzen lässt.

Viele der oben genannten Autoren teilen Prävention in drei Stufen ein. Die Einteilung erfolgt nach Zielgruppen, d.h. jede der drei Präventionsarten bezieht sich auf einen anderen Zeitpunkt. So richten sich beispielsweise Maßnahmen der Primärprävention vor den Konsumbeginn, sekundäre Prävention hingegen zielt ab bei Konsumbeginn und tertiäre Prävention umfasst alle Maßnahmen, nach Manifestation der Suchterkrankung.

Nach Uhl und Springer lässt sich der Begriff „Prävention“ von zwei Seiten betrachten. Einerseits vom umgangssprachlichen und andererseits vom wissenschaftlichen Standpunkt. (vgl. Uhl/Springer, 2002:22)

„Umgangssprachlich wird der Begriff „Prävention“ (Vorbeugung, Prophylaxe) meist als Summe von Maßnahmen verstanden, die gesetzt werden, um ein Problem zu verhindern, solange das Problem noch nicht da oder noch nicht manifest ist. Umgangssprachlich bedeutet „Prävention“ also meist „Primärprävention“, seltener „Sekundärprävention“ und nie „Tertiärprävention“.

Im wissenschaftlichen Kontext umfasst der Begriff „Prävention“ hingegen jede denkbare Intervention, von Vorbeugung und früher Intervention bis zu therapeutischen Interventionen (nachdem das Problem bereits eingetreten ist) und Rückfallverhütung (nachdem es erfolgreich behandelt worden ist). Wissenschaftlich umfasst „Prävention“ also „Primärprävention“, „Sekundärprävention“ und „Tertiärprävention.“ (Uhl/Springer, 2002:22)

Ich möchte hier darauf verweisen, dass es bei diesen Begriffen (Primär-, Sekundär-, Tertiärprävention) exakt um die Schnittstelle von Prävention und Behandlung geht.

Neuerdings haben auch folgende Begriffe Einzug gefunden:

- Universelle Prävention
- Selektive Prävention und
- Indizierte Prävention

Diese Einteilung definiert nicht mehr den Zeitpunkt, an dem die Maßnahmen ansetzen, sondern die Zielgruppen, die mit den Maßnahmen erreicht werden sollen. Somit wird mehr die Person, an die sich die Maßnahmen richten und ihre Lebenswelt ins Zentrum gerückt. Es geht nicht mehr in erster Linie um den Konsum und die Verhinderung dessen.

So richtet sich universelle Prävention an die Gesamtheit (eines Landes, einer Schule, einer Klasse, an die Besucher des Jugendzentrums, ...). Selektive Prävention hingegen bezieht sich auf Risikogruppen (Bsp. Kinder suchtkranker Eltern) und indizierte Prävention orientiert sich an gefährdeten Einzelpersonen, die auf Grund ihrer bereits vorhandenen problematischen Verhaltensweisen (Bsp. multiples Risikoverhalten, riskanter Konsum, ...) gefährdet sind, eine spätere Abhängigkeit zu entwickeln. (vgl. Gordon, 1983:107ff)

1.2) Verhaltens- und Verhältnisprävention

Bei diesen zwei Begriffen handelt es sich um zwei unterschiedliche Ansätze in der Prävention. Bei beiden geht es wiederum um die Erreichung einer Veränderung. Die Verhaltensprävention zielt in erster Linie auf das individuelle Gesundheitsverhalten ab. Durch verschiedenste Interventionen soll das Individuum angeregt werden sich gesundheitsförderlich zu verhalten. Die Verhältnisprävention will Veränderungen der Lebensbedingungen von Individuen erreichen. Dies geschieht teilweise dadurch, dass es eine Einschränkung der Verfügbarkeit gibt. Es hat sich gezeigt, dass

Veränderungen in der Verhältnisprävention Auswirkungen auf die Verhaltensprävention haben. (vgl. Bühringer/Bühler, 2004:179ff)

Aus dieser Beschreibung wird ersichtlich, dass die Verhältnisprävention eine strukturelle Maßnahme ist und die Verhaltensprävention ein personenorientierter Ansatz ist.

Der Begriff Prävention findet in den verschiedensten Disziplinen Verwendung und wird auch im Kontext von Sucht und Gewalt genannt. (vgl. Gugel, 2007:30)

In den nachfolgenden Kapiteln wird auf diese zwei Themengebiete näher eingegangen. Im Speziellen soll eine Auflistung der unterschiedlichen Methoden der zwei Fachgebiete stattfinden und es soll den Fragen nachgegangen werden „Was ist Suchtprävention?“ bzw. „Was ist Gewaltprävention?“. Daraus werden dann eventuell auftretende Gemeinsamkeiten der beiden Disziplinen erarbeitet. In diesem Zusammenhang möchte ich auf die Bedeutung von Risiko- und Schutzfaktoren hinweisen. Verhältnisprävention richtet sich in diesem Zusammenhang auf die sozialen und physikalisch-materiellen Faktoren, während die Verhaltensprävention bei den psychischen und körperlichen Faktoren ansetzt.

1.3) Gesundheit, Prävention und Gesundheitsförderung

Gesundheit

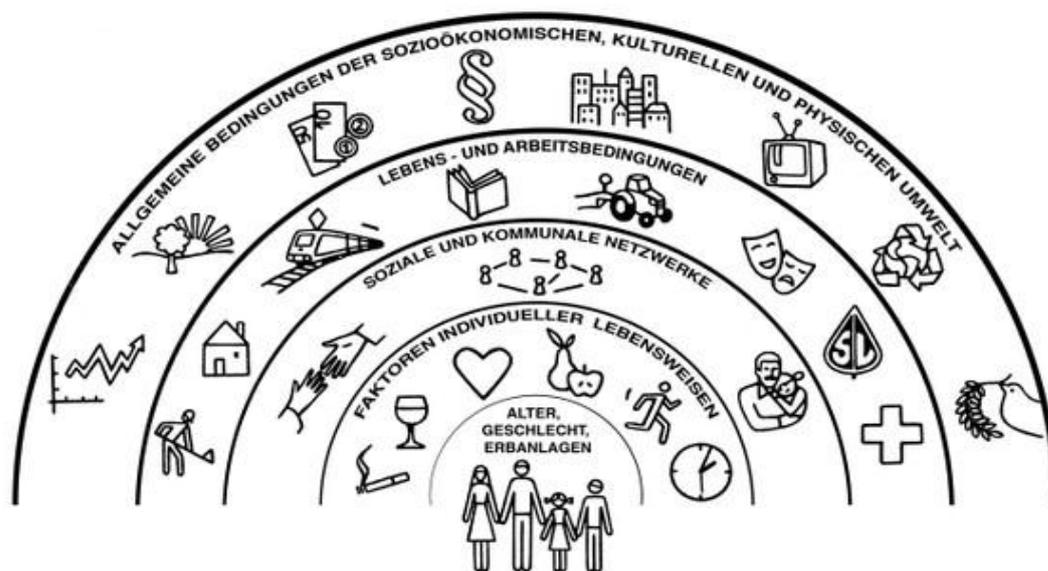
„Laut WHO (1984) ist Gesundheit ein Zustand völligen psychischen, physischen und sozialen Wohlbefindens und nicht nur das Freisein von Krankheit und Gebrechen. Sich des bestmöglichen Gesundheitszustandes zu erfreuen ist ein Grundrecht jedes Menschen, ohne Unterschied der Rasse, der Religion, der politischen Überzeugung, der wirtschaftlichen oder sozialen Stellung.“ (WHO, 1984)

Daraus lässt sich ableiten, dass es Einflussfaktoren auf die Gesundheit gibt. „Unter [...] diesen Gesundheitsdeterminanten versteht man jene Einflussfaktoren, die die

Gesundheit von Menschen beeinflussen. Will man die Gesundheit von Menschen fördern, ist es deshalb nötig, auf allen Ebenen anzusetzen. Die Entstehungsbedingungen (Gesundheitsdeterminanten) werden somit zur Grundfrage der Gesundheitsförderung: Über welche gesundheitsfördernden personalen und sozialen Ressourcen soll/muss ein Individuum verfügen können, um ein Leben in guter Gesundheit zu führen, und wie können diese individuellen und sozialen Ressourcen gefördert werden? Neben den persönlichen und sozialen Faktoren sind es auch wirtschaftliche oder umweltbedingte Faktoren, die den Gesundheitszustand einzelner Menschen oder ganzer Gemeinschaften bestimmen. Diese Faktoren beeinflussen einander. Gesundheitsförderung befasst sich damit, aktiv mehrere dieser Determinanten anzugehen und sie in einem gesundheitsfördernden Sinn zu beeinflussen. Dabei geht es um Beachtung individueller Faktoren wie das Gesundheitsverhalten oder die Lebensweisen einzelner Personen (Verhaltensprävention) in ihrer Wechselwirkung mit Faktoren wie Einkommen und Sozialstatus, Ausbildung, Beschäftigung und Arbeitsbedingungen, den Zugang zu bedarfsgerechten gesundheitlichen Leistungen und um die natürliche Umwelt (Verhältnisprävention).

(<http://www.fgoe.org/gesundheitsfoerderung/glossar/gesundheitsdeterminanten>, am 22. September 2014)

Abb.1)



Grafische Darstellung der Gesundheitsdeterminanten: FGÖ nach Dahlgreen und Whitehead 1991

(<http://www.fgoe.org/gesundheitsfoerderung/glossar/gesundheitsdeterminanten>, am 22. September 2014)

Gesundheitsförderung und Prävention

Hafen beschreibt (2007), dass es zwischen Prävention und Gesundheitsförderung weder „formale und funktionale oder methodische Unterschiede“ gibt. (Hafen, 2007:396)

Prävention und Gesundheitsförderung versuchen über die Stärkung von Schutzfaktoren und die Reduktion von Risikofaktoren zukünftige Probleme zu verhindern. (vgl. Hafen, 2007:396)

Um das Thema Gesundheitsförderung der jugendlichen Lebenswelt erfolgreich näher zu bringen, muss laut Palentien und Harring (2010) eine Vorgehensweise gewählt werden, die sich an der individuellen Anschauung der Betroffenen orientiert. Hierzu wurden folgende Ideen genannt.

„Für die meisten Jugendlichen ist Gesundheit eine Selbstverständlichkeit und ein nicht gefährdetes Potential. Als zentrales Entwicklungsproblem in dieser Altersphase kann der alltägliche Umgang mit dem Körper angesehen werden. [...] Aufgabe von Programmen der Gesundheitsförderung sollte es deshalb sein, diese „Zwänge“ offenzulegen und zusammen mit Jugendlichen Lösungs- und Bewältigungsstrategien zu entwickeln. Dabei sollte die Förderung von solchen Lebensweisen und -gewohnheiten im Vordergrund stehen, die dem sozialen, psychischen und physischen Wohlbefinden gerecht werden.

Dem starken Gegenwartsbezug der Jugendlichen muss Rechnung getragen werden. [...] In einer ohnehin schon schwer planbaren Zukunft ist die Aneignung eines langfristig planenden Gesundheitshandelns kaum realistisch. Gesundheitsförderung, die

sich an der Gegenwart der Lebenserfahrung, an körperlicher Attraktivität und am aktuellen Wohlbefinden orientiert, kann hingegen erfolgreich sein. Das Bewusstsein schaffen, dass beispielsweise gesundheitsbewusstes Verhalten auch ganz aktuell positive Wirkungen [...] haben kann, scheint wirkungsvoller zu sein als die Warnung vor langfristigen Schädigungen. Anknüpfungspunkt sollten Erfahrungen und Erlebnisse von Lebensfreude und das Bestreben der Jugendlichen nach Selbstständigkeit und Selbststeuerung sein.

Risikoverhaltensweisen haben einen funktionalen Stellenwert im Leben und in der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben von Jugendlichen. Problematisch ist hierbei, dass diese Risikoverhaltensweisen von Jugendlichen nur wenig mit Gesundheit in Verbindung gebracht werden. [...] Deshalb kommt allen Ansätzen Bedeutung zu, die Abenteuer, Spaß, Erlebnis und Selbsttherausforderung in gesundheitsverträglicher Form anbieten.“
(Palentien/Harring, 2010:379)

Diese Ideen finden mittlerweile in den unterschiedlichsten Bereichen Anwendung. In erster Linie geht es darum Kinder und Jugendliche mit der Förderung von Lebenskompetenzen stark zu machen. Sie sollen durch diese „Skills“ Mittel und Wege finden um sich gut zu entwickeln, ohne dabei abweichendes Verhalten entstehen zu lassen.

2) Suchtprävention

Um die Frage „Was ist Suchtprävention?“ beantworten zu können, wird in diesem Kapitel mit einem geschichtlichen Rückblick gestartet. Im Anschluss daran werden Konzepte, Leitlinien und Strategien der Suchtprävention vorgestellt. Abschließend soll der aktuelle Ansatz der Suchtprävention näher erläutert werden.

2.1) Im Wandel der Zeit: von der Drogen- zur Suchtprävention

Vor Beginn der 80er Jahre standen vor allem die Kriminalisierung im Umgang mit Drogen und die Drogenprävention durch Abschreckung im Vordergrund. In Fachkreisen wurde jedoch rasch bemerkt, dass so eine Verbreitung der Substanzen nicht eingeschränkt werden konnte. So kam es zu einem Perspektivenwechsel, der bis heute aktuell ist. Sucht wird als komplexer Prozess verstanden, an dem die Betroffenen aktiv beteiligt sind. Es gibt eine multifaktorielle Betrachtungsweise, an der drei Faktoren beteiligt sind:

- die Droge,
- die Person und
- die Umwelt

- die so genannte „Trias der Suchtursachen“. (vgl. Sting/Blum, 2003:15ff)

Durch den Wandel von der Pathogenese zur Salutogenese rücken jetzt vor allem die Schutzfaktoren in den Mittelpunkt der Suchtprävention. (vgl. Heß/Reinhardt, 2002:53)

Zusammenfassend dargestellt, verschiebt sich die Problemdefinition von der Substanz (Droge) zu einem Krankheitsbild (Sucht), während bei den Einflussfaktoren eine zunehmende Beachtung der Schutzfaktoren zu beobachten ist. Die nachfolgenden Modelle stellen Einflussfaktorenmodelle dar.

2.2) Theorien und Modelle zur Suchtprävention

Dlugosch und Fischer (2009:11ff) überprüfen gesundheitspsychologische, sozialpsychologische und stresstheoretische Modelle auf deren Anwendung in der Suchtprävention.

Gesundheitspsychologische Modelle: generell ist der gesundheitspsychologische Ansatz ressourcenorientiert und zeigt wie gesundes und suchtfreies Leben forciert werden kann. So lassen sich aus den verschiedenen gesundheitspsychologischen Modellen (1. Gesundheitsmodelle: Modell der Salutogenese, systemisches Anforderungs-Ressourcen-Modell der Gesundheit, Ansatz der Resilienzperspektive,

2. Gesundheitsverhaltensmodelle: Theory of Reasoned Action (REACT), Health Action Process Approach (HAPA), Self-Regulation of Health Promotion, Health Belief Modell, 3. Modell vom präventiven und gesundheitsförderlichem Handeln nach Röhrl) diese Aspekte zur Suchtprävention ableiten:

- „die Förderung von internen und externen Schutzfaktoren [...] bei gleichzeitigem Abbau von Risikofaktoren [...];
- die Relevanz von gesundheitsförderlichen Einstellungen;
- die Bedeutung von Motivation, Intentionsausbildung und Volitionsprozessen und die Konkretisierung von Handlungszielen und detaillierte Planung der Handlungsumsetzung als notwendige Voraussetzung für Verhaltensveränderungen;
- die Verknüpfung emotionaler Korrelate mit drogenpräventivem Verhalten durch erlebnispädagogische Element, ein positives soziales Gruppen-Erleben ohne Drogen [...].“
(Dlugosch/Fischer, 2009:32)

Sozialpsychologische Modelle: bei sozialpsychologischen Modellen lassen sich drei verschiedene Richtungen bzgl. der Kernpunkte unterscheiden: die soziale Spannung (Spannungs- und Anomie-Theorien: Anomie Theorie, Subkultur-Ansatz), das soziale Lernen (sozial kognitive Lerntheorien: Theorie des sozialen Lernens) und die soziale Kontrolle (Soziale Kontroll-Theorien: Soziale Kontroll-Theorie). Weiters werden auch integrative Modelle (Theorie des Problemverhaltens, soziales Entwicklungsmodell) berücksichtigt. Daraus leiten Dlugosch und Fischer folgende Komponenten für die Suchtprävention ab.

- „die Verbesserung der sozialen Verhältnisse durch Förderung der Chancengleichheit, Integration, Partizipation und des Empowerment;
- die soziale Bindung zwischen Kindern und Eltern bzw. ErzieherInnen;
- das elterliche Verhalten gegenüber den Kindern [...];
- der Anschluss an soziale Gemeinschaften mit ihren Werten und ihrem Lebensstil;
- das soziale Lernen durch Peers, Eltern und andere Vorbilder;

- der Aufbau sozialer Normen und deren Wahrnehmung;
- die Stärkung sozialer Ressourcen und deren Zugänglichkeit;
- die Stärkung der Widerstandskraft gegenüber sozialer Einflussnahme.“ (Dlugosch/Fischer, 2009:40)

Diese sozialpsychologischen Modelle lassen klar erkennen, dass ein Zusammenspiel aus Verhaltens- und Verhältnisprävention in der Suchtprävention angestrebt werden soll.

Stresstheoretische Modelle: die stresstheoretischen Modelle (soziale Stresstheorie, Stress-Coping-Modell) versuchen einen Zusammenhang zwischen Stressverarbeitung und Substanzkonsum zu erklären. Folgende Ansichten können laut Dlugosch und Fischer im Zusammenhang mit Suchtprävention bedacht werden:

- „die Förderung problemfokussierter Copingfertigkeiten;
- Die adäquate Bewältigung emotionaler Prozesse in Stresssituationen;
- Die Förderung individueller und sozialer Kompetenzen;
- Die Förderung der Selbstregulation in Hinblick auf temperamentsbezogene Eigenschaften;
- Die Unterstützung der Identitätsentwicklung;
- Die Stärkung sozialer Netzwerke zur Unterstützung bei der Stressbewältigung;
- Die Stärkung elterlicher Unterstützung bei jugendlichen Bewältigungsanforderungen;
- Der gleichartige Zugang zu grundlegenden Ressourcen im sozialen Nahraum.“ (ebd., 2009:44)

Bei diesen genannten Ansätzen machen sich viele Gemeinsamkeiten, aber auch Differenzen deutlich, dennoch versuchen sie alle dasselbe. In erster Linie geht es nämlich bei allen um eine Reduktion von Risikofaktoren und um eine Stärkung der Schutzfaktoren.

2.3) Konzepte und Strategien der Suchtprävention

Sting und Blum (2003:69ff) beschreiben fünf Ansätze (Konzept der abschreckenden Information, Konzept der funktionalen Äquivalente und der Risikoalternativen, Konzept der Lebenskompetenzförderung, Sekundärprävention durch Schadensminimierung und Suchtprävention durch pädagogische Risikobegleitung und drogenbezogene Bildung) der Suchtprävention die geschichtlich gewachsen und bis heute noch in Verwendung sind. Da in meiner Arbeit der Fokus in der universellen Prävention liegt, werden im Folgenden drei davon – die wesentlich für diese Art der Prävention sind – näher erläutert.

2.3.1) Konzept der abschreckenden Information/Furchtappell

Bei diesem Konzept stehen vor allem Angst und Abschreckung im Vordergrund. Die Haltung von Experten war vor einigen Jahren dahin gehend geprägt, dass die Präsentation von Drogenschicksalen Einzelner vor Drogenkonsum jeglicher Art resistent machen soll. Bald jedoch wurde erkannt, dass diese Art der Prävention nicht sonderlich erfolgreich und effektiv ist. Deswegen wurde diese Methode bald von der Strategie der abschreckenden Informationen verdrängt. Diese Strategie rückt die sachliche Information in den Vordergrund, es geht einerseits um die nüchterne Darstellung der pharmakologischen Wirkung, andererseits um die Information über Aussehen der Droge und weiters auch um Risikoinformation. Dennoch geht es eher um eine übertriebene Darstellung, die eher die negativen Seiten hervorhebt. (vgl. Sting/Blum, 2003:69ff)

„Unter Furchtappellen werden persuasive Botschaften verstanden, welche dem Empfänger mitteilen, dass für ihn relevante Werte bedroht sind. In der Suchtprävention werden vor allem gesundheitliche Einschränkungen, finanzielle Probleme oder eine zunehmende Abhängigkeit von Suchtstoffen in persuasiven Botschaften verwendet. Furchtappelle bestehen aus verbalem oder

nonverbalem Material, das beim Empfänger Furcht auslöst und hierdurch Einstellungsänderungen bewirken soll.“ (Barth, 2009:198)

2.3.2) Konzept der funktionalen Äquivalente und der Risikoalternativen

„Der Drogengebrauch scheint im Statusübergang vom Jugend- zum Erwachsenenalter mit einer Vielzahl von Entwicklungsaufgaben in Verbindung zu stehen.“ (Sting/Blum, 2003:73)

Darum richtet sich das Hauptziel dieses Konzepts an die Erziehung zum verantwortungsvollen Umgang mit Substanzen. In diesem Zusammenhang werden Personen als aktiv handelnde Subjekte wahrgenommen. „Zugleich wird davon ausgegangen, dass die durch den Drogenkonsum erfüllten Funktionen auch durch andere, funktional äquivalente Tätigkeiten erfüllt werden können“ (Sting/Blum, 2003:74f). Bezugspunkt sind dabei entwicklungspsychologische Überlegungen zur Funktionalität des Drogengebrauchs. Hierbei werden folgende Punkte berücksichtigt:

- Körperliche Grenzerfahrungen,
- Gesellschaftliche Werte und Normen und
- Zugang zu Peers.

Wie Jugendliche stark gemacht werden können, im Sinne von Ressourcenschaffung, ist eine wichtige Anschauung dieses Konzepts. (vgl. Sting/Blum, 2003:73ff)

2.3.3) Konzept der Lebenskompetenzförderung

Auch dieses Konzept beschäftigt sich mit der Bewältigung der Entwicklungsaufgaben. Es „[...] verfolgt also eine positive, ressourcen- und kompetenzorientierte Strategie.“ (Sting/Blum, 2003:76) Das Hauptziel ist somit eine Stärkung der Schutzfaktoren und obliegt dem Ansatz der Gesundheitsförderung. Diese Festigung der Schutzfaktoren kann sowohl individuumsbezogen, als auch strukturell sein. Ein weiteres Ziel dieses Konzepts ist ein verändertes Verständnis

von Sucht hervorzurufen. Es sollen Faktoren und Kompetenzen unterstützt werden, die Selbstbestimmung und eine positive Persönlichkeitsentwicklung ermöglichen. (vgl. Sting/Blum, 2003:76ff) „... das Konzept der Lebenskompetenzförderung [wird] gegenwärtig in zwei Richtungen weiter entwickelt: Zum einen wird versucht, die bereits bestehenden Präventionsaktivitäten verschiedener Träger zu koordinieren und zu vernetzen. [...] Zum anderen wird versucht, die Zielgruppe selbst, die jugendlichen „Peers“, stärker in die Aktivitäten einzubeziehen.“ (Sting/Blum, 2003:78f)

„Die Weltgesundheitsorganisation definiert den Begriff Lebenskompetenz über zehn zentrale Lebensfertigkeiten: Selbstwahrnehmung; Empathie; Kreatives Denken; Kritisches Denken; Entscheidungsfähigkeit; Problemlösefertigkeit; Effektive Kommunikationsfertigkeit; interpersonale Beziehungsfähigkeit; Gefühlsbewältigung sowie Stressbewältigung (WHO, 1994) Diese sogenannten „life skills“ sollen eine effektive Auseinandersetzung mit den Anforderungen und Herausforderungen des alltäglichen Lebens ermöglichen.“ (Piontek/Bühler, 2009:183)

Die eben genannten Strategien stehen ja in sehr engem Zusammenhang zu den im vorigen Kapitel eingeführten Erklärungsmodellen. Das nächste Kapitel beschäftigt sich vor allem damit, wie das gemacht wird.

2.4) Die Ebenen der Methodik

Wie im vorigen Kapitel beschrieben, sind diese drei Konzepte wesentlich in der universellen Prävention: das Konzept der abschreckenden Information, das Konzept der funktionalen Äquivalente und natürlich das Konzept der Lebenskompetenzförderung. Dieses Kapitel soll kurz erläutern wie eine methodische Umsetzung in diesen Bereichen aussehen kann.

2.4.1) Methodik beim Konzept der abschreckender Information

Sting und Blum (2003:69ff) gehen davon aus, dass bei der abschreckenden Information die sachliche Information im Vordergrund steht. Methodisch sieht das dann so aus, dass es eine nüchterne Darstellung der pharmakologischen Wirkung gibt, weiters gibt es Informationen über das Aussehen der Droge und auch eine Risikoinformation.

Dennoch ist hierbei zu beachten, dass Abschreckung nicht sonderlich förderlich ist. Am sinnvollsten ist, dass die Informationen über Substanzen gut und sachlich aufbereitet sind. Es soll eine adäquate Aufklärung stattfinden.

2.4.2) Methodik beim Konzept der funktionalen Äquivalente

Das Konzept der funktionalen Äquivalente beschäftigt sich vor allem mit dem Thema Ressourcenschaffung – es soll der Frage nachgegangen werden „wie können Jugendliche stark gemacht werden?“ (vgl. Sting/Blum, 2003:73ff)

Meiner Meinung nach ist hierbei als Methodik auf jeden Fall der Multiplikatorenansatz zu nennen und zwar durch den Einsatz von „Peers“. Denn Prävention ist nach Melzer et. al. vor allem dann wirkungsvoll, wenn ein Lebensweltzusammenhang hergestellt werden kann. (2006:217ff). Am ehesten kann dies von Gleichaltrigen umgesetzt werden.

Dennoch ist zu beachten, dass es bestimmte Voraussetzungen für einen guten Einsatz von Multiplikatoren gibt. Diese Voraussetzungen beinhalten zum einen hochwertige und qualitätsgesicherte Aus- und Weiterbildungen, zum anderen zeitliche und finanzielle Ressourcen und weiters auch fördernde Strukturen, wie beispielsweise Unterstützung im System. (vgl.

Gschwandtner/Paulik/Seyer/Schmidbauer, 2011:323ff)

Eine weitere Methode, um Jugendliche stark zu machen stellt für mich risflecting[®] dar. risflecting[®] ist ein pädagogisches Handlungs- und Kommunikationsmodell zur Entwicklung von Rausch- und Risikobalance. Im Mittelpunkt stehen der offene,

tabufreie Dialog, die Differenzierung von Risiko und Gefahr und die Entwicklung der drei Kulturtechniken: take a break, look at your friends, reflect. (vgl. Koller, 2012:19ff)

2.4.3) Methodik beim Konzept der Lebenskompetenzförderung

Hierzu wurden verschiedenste Programme entwickelt, die in unterschiedlichen Präventionsbereichen (Sucht, Gewalt, ...) Anwendung finden. Diese Programme zielen vor allem auf das Erlernen von sozialen und persönlichen Fähigkeiten wie der Umgang mit Gefühlen, die Entwicklung von produktiven Strategien in der Bewältigung von Anforderungen und Belastungen und auch auf den Aufbau eines stabilen, positiven Selbstwertgefühls ab. Außerdem werden Themenbereiche wie beispielsweise Genussfähigkeit, Erlebnisfähigkeit und Erfahrungsfähigkeit, Werte, Wünsche, Sehnsüchte und der Abbau von Misserfolgsängsten bearbeitet. (vgl. Gschwandtner, Paulik, Seyer, Schmidbauer, 2011:323ff)

„Die Fertigkeiten, die unter dem Konstrukt Lebenskompetenz subsumiert werden, lassen sich aufgrund ihrer Komplexität allerdings nicht direkt, sondern nur über einen indirekten Weg aufbauen. Dementsprechend können Bewältigungsstrategien mit dem Ziel des Kompetenzaufbaus nicht abstrakt vermittelt werden, sondern sind an die Vermittlung konkreter Inhalte gebunden. Zu diesem Zweck werden interaktive Lehrmethoden wie beispielsweise Rollenspiele, Konfliktspiele und Entscheidungsspiele, Kooperationsspiele, Vertrauensübungen sowie Entspannungs- und Bewegungsübungen eingesetzt.“ (Hallmann, 2011:357f)

2.5) Die moderne Suchtprävention

Dieser Abschnitt soll vor allem klären, welche Standpunkte die heutige (moderne) Suchtprävention einnimmt. Einerseits werden hierzu die vorliegenden

Menschenbilder näher betrachtet und andererseits soll der aktuelle Ansatz dargestellt werden.

2.5.1) Die Menschenbilder hinter der Suchtprävention

Hier sind zwei unterschiedliche Ansätze zu nennen, einerseits der paternalistisch-kontrollierende Präventionsansatz und andererseits der demokratisch-emanzipatorische Ansatz.

Der paternalistisch-kontrollierende Ansatz geht von der Annahme aus, dass der Mensch unmündig ist und setzt deswegen auf Maßnahmen, die auf Repression, Abschreckung und normative Beeinflussung basieren. Dazu gehört auch die Zensur von „gefährlichen“ Informationen, Bevormundung und Risikoverringerung durch Enthaltensamkeit. Der demokratisch-emanzipatorische Präventionsansatz hingegen setzt hingegen auf ein neues Menschenbild. Basierend auf der Ottawa Charta der WHO (1986) wird der Begriff Gesundheit als Zustand vollständigen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens definiert. Suchtpräventive Strategien bauen auf der Überzeugung auf, dass die meisten Menschen autonom richtige Entscheidungen treffen, wenn man sie unterstützt, Lebenskompetenz zu entwickeln, sie umfassend und ausgewogen informiert, sie selbst Entscheidungen treffen lässt und sie anleitet mit Risiken sinnvoll umzugehen. (vgl. Uhl, 2007:8ff)

2.5.2) Aktuelle Ansätze der Suchtprävention

Nimmt man die vorhin beschriebenen Konzepte und Strategien der Suchtprävention her und vergleicht sie mit den zuvor beschriebenen theoretischen Modellen, lässt sich auf den aktuellen Ansatz der Suchtprävention schließen.

Heß und Reinhardt (2002:53ff) beschreiben 7 suchtpreventive Konzepte, die aktuell Anwendung finden:

- Informationsvermittlung,
- affektive Erziehung,
- Standfestigkeitstraining,
- Lebenskompetenztraining,
- Alternativen zu Drogen,
- Gesundheitsförderung,
- Massenmedienkampagnen.

„Prävention muss:

- ganzheitlich ausgerichtet sein (Suchtprevention muss alle Aspekte menschlichen Lebens berücksichtigen und dabei die gesellschaftliche Einbindung nicht vernachlässigen),
- ursachenorientiert sein (weil sonst die Botschaft den Empfänger nicht erreichen kann),
- zielgruppenspezifisch ausgerichtet sein (je genauer die Zielgruppe erreicht wird, umso größer ist die Wahrscheinlichkeit von Veränderung),
- prozessorientiert und langfristig angelegt sein (einmalige Information reicht nicht aus, sondern die Botschaften müssen wiederkehrend in den unterschiedlichsten Bezügen vermittelt werden)“ (Hüllinghorst, 2000:270)

Weiters muss Prävention:

- „kommunikative, individuumzentrierte und verhaltensbezogene sowie auch strukturelle, organisationsbezogene und verhältnisbezogene Maßnahmen ergreifen und
- suchtmittelspezifische wie suchtmittelunspezifische Maßnahmen enthalten“ (ebd., 2000:270)

Daraus lässt sich ableiten, worauf in der modernen Suchtprävention unbedingt zu verzichten ist bzw. was unbedingt vermieden werden soll. Der Fokus sollte nicht nur auf Verhinderung gerichtet sein, außerdem soll eine Generalisierung vermieden werden. Weiters soll es nicht ausschließlich eine Befassung mit potentiellen Risiken geben und es sollte nicht an punktuellen Einzelproblemen angesetzt werden. Unbedingt ist auch eine Bevormundung zu vermeiden und es sollte keine Ausweitung der sozialen Kontrolle stattfinden. Empowerment und Selbstbestimmung müssen in den Vordergrund gerückt werden. Weiters soll auch keine Defizitorientierung stattfinden.

Zum Abschluss dieses Kapitel möchte ich noch darauf verweisen, dass an das Thema Suchtprävention – auch an das Thema Prävention im Allgemeinen – sehr hohe Ansprüche gestellt werden. Wie oben zu erkennen, wird rasch bemerkbar, dass viele Autoren alles sehr absolut formulieren, wenn der Frage nachgegangen wird, was Prävention alles beinhalten soll. Gerade beispielsweise im Alkoholbereich (etwa Rauschtrinken von Minderjährigen im öffentlichen Raum) wäre eine ausgebaute soziale Kontrolle durchaus wünschbar. Die Prävention ist gezeichnet von Widersprüchen, die allgegenwärtig sind.

Der Trend der Prävention geht immer mehr in Richtung Forschung und stellt auch das Dilemma der Präventionsexperten dar. Uhl nennt in diesem Zusammenhang den Begriff „Evalopathie“: einer kontinuierlichen Weiterentwicklung des Wissens über Suchtprävention entgegen steht heute einerseits die allgemeine Forderung alles wissenschaftlich zu evaluieren ohne zu hinterfragen, ob das im konkreten Fall überhaupt inhaltlich sinnvoll und/oder realisierbar ist, und andererseits der Umstand, dass die für die Evaluation bereit gestellten Mittel meist in einer Art und Weise begrenzt sind, dass echter Erkenntnisgewinn gar nicht möglich ist. (vgl. Uhl, 2007, S. 120ff)

3) Gewaltprävention

In diesem Kapitel wird der Frage „Was ist Gewaltprävention?“ nachgegangen, dies geschieht durch die Klärung der gewaltpräventiven Grundsätze und Grundfragen. Weiters werden dazu die verschiedenen Methoden, die primärpräventiv Verwendung finden, vorgestellt.

3.1) Grundfragen und –sätze der Gewaltprävention

Gugel (2006:32) sieht eine der wesentlichsten Grundfragen der Gewaltprävention in der Eingrenzung des Gewaltbegriffs. Es ist wichtig, sich im Vorhinein Klarheit darüber zu verschaffen, gegen welche Art von Gewalt vorgegangen wird. Besonderes Augenmerk liegt auch darauf, in welchem Setting Gewalt geschieht.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass „Gewaltprävention [...] also ein differenziertes und umfassendes Gewaltverständnis [benötigt]. [...] Eine zweite Grundfrage zielt auf das Wissen über Motive, Ursachen und Zusammenhängen von Gewalt. Gewaltprävention setzt voraus, dass die Gründe und Ursachen eines Verhaltens oder einer Erscheinungsform, auf die präventiv eingewirkt werden soll, bekannt sein müssen.“ (Gugel, 2006:32)

Gugel (2006:39) spricht von elf Grundsätzen der Gewaltprävention:

- (a) Thematisierung jeglicher Gewaltformen: der Fokus darf nicht nur auf eine Form gelegt werden, sondern es sollen wirklich alle Arten (latent, manifest, personal, strukturell, kulturell, ...) Berücksichtigung finden.
- (b) Berücksichtigung von wissenschaftlichen Erkenntnissen und Theorien: erfolgreiche Gewaltprävention baut auf wissenschaftlichen Ergebnissen auf, die in wissenschaftliche Theorien eingebettet sind.
- (c) Beginn von Gewaltprävention so früh wie möglich: antisozialem Verhalten kann nur durch frühzeitige Interventionen entgegen gewirkt werden. Der Start sollte möglichst im frühen Kindergartenalter stattfinden.
- (d) Auf Langfristigkeit setzen: Erfolge werden oftmals erst langfristig sichtbar.
- (e) Differenziertes Angebot schaffen: hierbei muss eine Berücksichtigung der

Altersstufen, des Genderaspekts, der vielschichtigen Problemlagen und unterschiedlichen Gruppen stattfinden.

- (f) Förderung von positivem Verhalten: die Förderung von prosozialem Verhalten gehört zur Basis der Gewaltprävention – der Fokus soll dabei nicht nur auf schwierigen Jugendlichen liegen.
- (g) Stärkung von sozialen Kompetenzen: es geht um eine aktive und verantwortungsvolle Beteiligung.
- (h) Einnahme einer multifunktionalen Betrachtungsweise,
- (i) Vernetzung,
- (j) Evaluation,
- (k) Anerkennung von Grenzen: tief sitzende Problemlagen sprengen oftmals den Rahmen der Präventionsarbeit.

Ad c) Hierbei ist anzumerken, dass dies nicht der neueste Stand der Forschung ist, wirkungsvolle Gewaltprävention beginnt gleich nach der Geburt, weil das Kind Gewaltmuster im familiären Rahmen so bald und unbewusst erlernt. „Besonders in den ersten Lebensjahren benötigen Kinder: intensive und positive Bindungs-Erfahrungen, reichlich Umgangszeit und ermutigende Bedingungen des Aufwachsens, am günstigsten natürlich mit den eigenen Eltern. Ziel dieser Bemühungen sollte sein, dem Kind nachhaltige Lebens-Chancen durch Nähe zu ermöglichen. Besonders unter dem Gesichtspunkt der wichtigen Bindungserfahrungen sollten wir uns noch einmal vergegenwärtigen: Der Erziehungsprozess beginnt als bewusster Vorgang einen Tag nach der Geburt, aber indirekt schon früher. Die aus dem Buch „Die neuen Eltern“ von Erich Bruckberger entnommene Lebensformel $9 + 36 = 90$ verdeutlicht dies anschaulich: 9 Monate Schwangerschaft und die ersten 3 Lebensjahre machen 90% von dem aus, was einen Erwachsenen prägt!“

(Wunsch, 2013, <http://www.freiewelt.net/interview/erziehung-oder-peergroup-wer-ist-staerker-10003888/>, am 26.08.2014)

Kritisch ist zu der obigen Aufzählung zu erwähnen, dass der Autor unterschiedliche Ebenen vermengt: Problemfaktoren (Gewaltformen), Einflussfaktoren (soziale Kompetenzen), Zielgruppenfaktoren (Gender), methodische Aspekte (Beteiligung) und strukturell-strategische Punkte (Nachhaltigkeit) sind in dieser Darstellung

vermischt worden.

Gewaltlosigkeit, Erhöhung des Selbstwertes, Stärkung der Sicherheit bei zwischenmenschlichen Beziehungen, Förderung von positiver Haltung gegenüber sozialen Komponenten, Förderung sozialer Fähigkeiten (bspw. Kommunikation und Interaktion) werden in der primären Gewaltprävention als Ziele angestrebt. (vgl. Melzer/Schubarth/Enninger, zit. n. Schubarth, 2010:97)

3.2) Theorien und Modelle zur Gewaltprävention

Da bei der Entstehung von Gewalt viele Ursachen beteiligt sein können, gibt es auch zahlreiche Theorien und Modelle zur Entstehung von Gewalt. Diese können als Basis für die Gewaltprävention herangezogen werden.

Schubarth (2000:64f) hat die nachfolgende Tabelle (Tab. 1) erstellt, in der die Theorien für Gewalt und die Konsequenzen für die Gewaltprävention zusammengefasst aufgelistet sind.

Tab. 1

Theorie	Kurzcharakteristika	Konsequenzen für die Prävention
Triebtheorien	Aggression wird auf spontane Impulse im menschlichen Organismus zurückgeführt	Aggressive Impulse kanalisieren, Ausleben emotionaler Spannungszustände ermöglichen, Raum für Aktivitätsbedürfnisse geben
Frustrations-theorien	Aggression entsteht reaktiv durch Frustration	Verbalisierung von Ärgergefühlen, Veränderung der Interpretationsweisen, Entwicklung von Frustrationstoleranz und Affektkontrolle, Entspannungsübungen

Lerntheorien	Aggression beruht auf Lernvorgängen	Kritik an aggressiven Modellen, erwünschtes Verhalten bekräftigen, unerwünschtes hemmen, Erlernung alternativer, prosozialer Verhaltensweisen
Kognitive Motivationstheorie	Aggression als Folge der Interaktion von Person und Situation bzw. eines Aggressionsmotivs	Motive und Verlauf der Aggression rekonstruieren, für die Folgen von Aggression sensibilisieren
Psychoanalytische Theorien	Aggression als Ausdruck komplizierter Störungen der gesamten Persönlichkeit (z.B. Traumatisierungen in der Kindheit)	Erkennen der verborgenen Ängste, Einzelfallhilfe leisten, Vertrauen und Gefühl der Geborgenheit schaffen, Anerkennung fördern, Selbstwertverletzungen vermeiden
Soziobiologische Theorien	Aggression als Folge biologischer Vorgänge im Organismus	Keine
Anomietheorie	Abweichendes Verhalten entsteht durch „Anpassung“ an die widersprüchlichen kulturellen Ziele und sozialstrukturellen Verhältnisse	Verbesserung der Lebensumstände, Abbau sozialer Ungleichheiten, gerechte Chancenstrukturen, Förderung besonders für Benachteiligte
Subkulturtheorie	Abweichendes Verhalten als „Anpassung“ an Anforderungen der Gesamtkultur und Subkultur	Herauslösen aus antisozialen Gruppen, alternative Integrationsangebote
Theorien differentiellen Lernens	Abweichendes Verhalten wird in Abhängigkeit von	Einfluß negativer Lernmodelle reduzieren, positive Lernmodelle

	Bezugspersonen und Situationen erlernt	(Vorbilder) fördern
Etikettierungstheorien	Abweichendes Verhalten entsteht durch gesellschaftliche Definitions- und Zuschreibungsprozesse	Vermeidung von Etikettierungen, Verstärkung der positiven Seiten der Persönlichkeit
Entwicklungspsychologische Ansätze	Aggression ist abhängig vom kognitiven, moralischen und psychosozialen Entwicklungsstand	gezielte Förderung der sozio-moralischen Entwicklung von Kinder und Jugendlichen durch Schule und Jugendarbeit
Entscheidungstheorien	Aggression als Entscheidung für den Gebrauch von Zwangsgewalt	Erlernen von alternativen Formen der Konfliktlösung
Schulbezogener psychoanalytischer Ansatz	Gewalt als Folge gescheiteter schulischer Anerkennung	Identitäts- und Selbstwertentwicklung der Schüler fördern, z.B. durch Gestaltung positiver Interaktionsbeziehungen
Individualisierungstheorie	Gewalt als Folge von Modernisierungsprozessen und damit verbundenen Erfahrungen von Desintegration und Verunsicherung	Schattenseiten von Individualisierung abfedern, Beratung und Hilfe, Mitsprache und Partizipation fördern, solidarische Erfahrungen und soziale Integration ermöglichen
Schulbezogener Anomieansatz	Gewalt als Folge der anomischen Struktur der Schule	Stärkung des Sozialen in der Schule, Schule als positiver sozio-emotionaler Raum
Handlungstheorie	Devianz als soziales Handeln, um Mangellagen	demokratischen Umgang mit Jugendlichen fördern, auf Macht

	zu verarbeiten	verzichten
Selbstkontroll- ansatz	Delinquenz als Folge mangelnder Selbstkontrolle	Förderung der Selbstkontrolle in Familie und Schule durch soziale Kontrolle
Materialistisch- interaktionistischer Ansatz	Delinquenz als Folge von durch Macht beeinflusster Zuschreibung	Vermeidung von Etikettierung, Förderung sozial Benachteiligter
Zwei-Kompo- nenten-Modell	Aggression als Form der Bewältigung von Streß	Entwicklung von Kompetenzen zur (Selbst)-Reflexion und friedfertigen Konfliktlösung
Geschlechts- spezifische Ansätze	Gewalt als Form männlicher Lebens- bewältigung und als „gelebte Männlichkeit“	Abbau patriarchalischer Strukturen, Kritik herrschender „Männerbilder“, geschlechts- reflektierende pädagogische Arbeit
Sozialisations- theoretischer Ansatz	Gewalt als Form „produktiver Realitäts- verarbeitung“, Nicht- passung von Kompetenzen und gesellschaftlicher Anforderungen	Verbesserung der Lebensbedingungen, Entwicklung sozialer Handlungskompeten- zen, Schule als sozial- emotionalen Erfahrungsraum gestalten
Schulbezogener sozialökologischer Ansatz	Gewalt als Verarbeitungs- form der Beziehungen zwischen schulischer Umwelt und Schüler	Gerechte Chancenstruktur, Entwicklung von Schulqualität, von Schul- und Lernkultur, Schulentwicklung als permanenter Prozeß

Anmerkung zu den Soziobiologischen Theorien: das „sozio“ in „soziobiologisch“ verweist darauf, dass Maßnahmen im sozialen Bereich ansetzen müssen, damit es gar nicht zu diesen biologischen Veränderungen kommt. „Der Mensch ist Träger eines «Social Brain»: Unsere neurobiologischen Potenziale entfalten sich nur in

unterstützenden sozialen Kontexten. Menschen, die ohne solche Kontexte aufwachsen, haben später ein erhöhtes Risiko, gewalttätiges Verhalten zu entwickeln. Allerdings wird die Aggression auch dort, wo eine Gesellschaft ihren Kindern und Jugendlichen gute Bedingungen bietet, nicht verschwinden.“ (Bauer, 2011:109)

3.3) Methoden der Gewaltprävention

Im Kapitel zur Suchtprävention spreche ich von Konzepten und Strategien – hier erscheint es mir wichtiger die Methoden zu bearbeiten, da die Konzepte und Strategien von Erklärungsmodellen kaum zu unterscheiden sind.

Die folgend angeführten Methoden der Gewaltprävention können gut primärpräventiv umgesetzt werden. (vgl. Schröder/Merkle, 2009:168f)

3.3.1) Mediative Verfahren

Hierbei handelt es sich um ein Verfahren, dass von einer außenstehenden Person begleitet wird. Mittelpunkt ist ein Konflikt zweier Personen und das Ziel dabei ist, dass die beteiligten Personen selbst zu einer Lösung kommen, die für beide Parteien akzeptierbar ist. Mittlerweile werden mediative Verfahren in vielen Bereichen eingesetzt. Wichtig bei diesen Verfahren ist es, dass der Mediator durch die richtige Gesprächsführung zu einer Lösung führt, die für beide Parteien als Gewinn betrachtet wird. Unbedingt zu vermeiden ist, dass der Mediator versucht Interessen von einzelnen Personen durchzusetzen. Wichtig ist auch, dass beide Parteien aktiv am Prozess beteiligt sind und der Mediator keine Ratschläge von sich gibt. Eine Form der Mediation ist die durch Gleichaltrige (Peer-Mediation). (vgl. Schröder/Merkle, 2009:56ff)

Es gibt einen klaren Ablauf solcher Verfahren, dieser Ablauf gliedert sich in fünf aufbauende Teilbereiche. Gestartet wird mit der Vorphase, in der es um die

Erreichung beider Streitparteien geht. Weiter geht es mit der Erarbeitung der Rahmenbedingungen in der Phase der Einleitung. Danach geben beide Parteien ihren Standpunkt wider. Anschließend kommt die Phase der Konfliktherhellung, verborgene Gefühle und Interessen sollen besprochen werden, damit danach in die Phase der Problemlösung übergegangen werden kann. In dieser Phase geht es um eine konstruktive Idee und es sollen verschiedenste Lösungen durchgedacht werden. Abschließend wird ein schriftliches Abkommen getroffen. In einer Nachbereitungsphase wird die Einhaltung des Abkommens kontrolliert. (vgl. Schubarth, zit. n. Schröder/Merkle, 2009:56ff)

3.3.2) Körperorientierte und erlebnispädagogische Konzepte

Im Zentrum stehen „das Handeln, das Erfahrungslernen und das Arbeiten mit und durch den Körper“ (Schröder/Merkle, 2009:79). Gewalt durch Langeweile soll so durch verschiedene Angebote zuvorgekommen werden. Körperorientierte Verfahren rücken den Sport in den Mittelpunkt und gehen davon aus, dass Jugendliche aktiv in ihrer Freizeitgestaltung beteiligt sein wollen.

„Sport wirkt sich, neben dem rein körperlichen Training und dem gesundheitsfördernden Effekt, auch in folgenden Bereichen positiv aus: Aggressionen können gesteuert abgebaut und körperliche Fähigkeiten positiv eingesetzt werden. Die Beziehung der Jugendlichen (vor allem aus Randgruppen) untereinander, zu den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, sowie zu ihrer Umwelt können gezielt gefördert und verbessert werden. Jugendliche haben außerdem die Möglichkeit, Regelakzeptanz zu lernen und Erfolgserlebnisse zu erzielen.“ (Pilz, zit. n. Schröder/Merkle, 2009:80f)

Erlebnispädagogische Konzepte richten sich an alle Jugendlichen. Es wird vor allem das Individuum in den Mittelpunkt gerückt, denn es geht darum, das „Herauszukitzeln“ was im tiefsten Inneren berührt. Neues zu entdecken und zu erleben wird als primärer Bestandteil angesehen. „In abenteuerlichen Situationen

erleben Jugendliche ihre eigene Leistungsfähigkeit und die Wirkungen ihres Handelns unmittelbar.“ (Schröder/Merkle, 2009:97) Aus drei Merkmalen setzen sich erlebnispädagogische Konzepte zusammen: dem prägendem Erlebnis, dem sozialen Lernen und dem Transfer in den Alltag. Erlebnispädagogik findet in vielen Disziplinen Anwendung. „Einerseits ist sie ein Instrumentarium, um Gruppen schnell und intensiv zusammenzubringen, andererseits wirkt sie auch für sich, indem sie Jugendliche fernab ihres Alltags in schwierige Situationen, Dilemmata und Konflikte bringt, die sie unmittelbar bewältigen oder lösen müssen. Ein Vermeiden oder Verweigern ist in der Regel nicht möglich.“ (Schröder/Merkle, 2009:101)

3.3.3) Training sozialer Kompetenzen

Prosoziales Verhalten soll durch verschiedene Maßnahmen/Programme gefördert werden. Jugendliche sollen durch das Erlernen sozialer Kompetenzen stark gemacht werden auch mit Konflikten umgehen zu können. (vgl. Schröder/Merkle, 2009:113ff)

Schiller/Strohmaier/Stefanek/Schultes u. Spiel beschreiben die Förderung sozialer Kompetenzen als wichtigen Teil der primären Gewaltprävention. Weiters wird davon ausgegangen, dass immer eine zweite Person beteiligt sein muss, um sozial kompetent zu sein (transaktional) und es muss eine Berücksichtigung des jeweiligen Kontextes (kontext-abhängig) erfolgen. Rubin/Rose-Krasnor beschreiben 1992 den Begriff soziale Kompetenz, als die Fähigkeit einer Person ihre Ziele zu erreichen und dabei gleichzeitig positive Beziehungen mit anderen aufrechtzuerhalten. (vgl. <http://www.fgoe.org/veranstaltungen/fgoe-konferenzen-und-tagungen/archiv/seelische-gesundheit-im-schulischen-setting-kooperation-fur-gewaltpraevention/handout%20wisk%2026.11..pdf>)

3.3.4) Szenische Verfahren

Szenische Verfahren bedienen sich der Schauspielerei. Durch verschiedenste Herangehensweisen soll hier zum Ziel werden, neue Perspektiven zu entwickeln, auszuprobieren oder nachzuspielen. Zu szenischen Verfahren zählen u.a. das klassische Rollenspiel, Forumtheater, unsichtbares Theater, Statuentheater, Psychodrama, Theateraufführungen und viele mehr. (vgl. Schröder/Merkle, 2009:135f)

3.3.5) Training zum Umgang mit Gewalt- und Bedrohungssituationen

Beim Training zum Umgang mit Gewalt- und Bedrohungssituationen geht es um die Vermittlung und Erziehung zur Zivilcourage. Ziele solcher Trainings sind einerseits im konkreten Notfall angemessen einzugreifen bzw. zu reagieren, weitere Wege aus dem Konflikt aufzuzeigen und andererseits auch um die Erhöhung der Selbstschutzzfähigkeit. (vgl. Schröder/Merkle, 2009:147)

3.3.6) Medienpädagogische Angebote

Medienpädagogische Angebote gewinnen immer mehr an Bedeutung in der gewaltpräventiven Arbeit. Besonders zwei Punkte werden bei diesem Angebot fokussiert. Erstens geht es um eine intensive Auseinandersetzung mit dem Thema an sich und zweitens geht es um das Erlernen eines sinnvollen Umgangs mit Medien. Wichtige Hilfsmittel zu medienpädagogischen Angeboten sind: Computer, Videokamera, Internet, Handy, ... (vgl. Schröder/Merkle, 2009:154)

4) Gemeinsamkeiten von Sucht- und Gewaltprävention

Obwohl die Phänomene Sucht und Gewalt sich durch ihre hohe Komplexität und Vielschichtigkeit auszeichnen, wird in der vorliegenden Arbeit versucht das Verbindende der beiden Themenbereiche herauszuarbeiten. So werden zum Abschluss dieser Kapitel die Gemeinsamkeiten von Sucht- und Gewaltprävention erörtert.

Beide Präventionsformen sind bestrebt, Risikofaktoren zu reduzieren und Schutzfaktoren zu stärken. Bei beiden Formen gibt es zahllose solcher Einflussfaktoren und bei beiden liegen einige dieser Faktoren in der frühen Kindheit. Zudem sind einige dieser Faktoren identisch. Das verweist darauf, dass eine solche abgrenzende Auflistung wie unten folgt nicht immer stichhaltig ist. So hat etwa beispielsweise eine affektive Erziehung auch einen positiven Einfluss auf das soziale Verhalten und damit auf die Verhinderung von Gewalt.

Für beide Bereiche ist die Frage „was kann im Vorfeld getan werden“ von Bedeutung. So erachten auch beide Bereiche Verhaltens- wie auch Verhältnisprävention von immenser Wichtigkeit. Eine Gemeinsamkeit der beiden Disziplinen ist sicherlich, dass Maßnahmen herangezogen werden, die primär präventiv wirken.

Nachfolgend finden sich die oben beschriebenen Methoden der beiden Themenkomplexe hier aufgelistet:

Aktuelle Methoden von Sucht- und Gewaltprävention:

Methoden der Suchtprävention:

- Informationsvermittlung,
- Affektive Erziehung,
- Standfestigkeitstraining,
- Lebenskompetenztraining,
- Alternativen zu Drogen,

Methoden der Gewaltprävention:

- Mediative Verfahren,
- Körperorientierte und erlebnispädagogische Konzepte,
- Training sozialer Kompetenzen,

- Gesundheitsförderung,
- Massenmedienkampagnen.
- Szenische Verfahren,
- Training zum Umgang mit Gewalt- und Bedrohungssituationen,
- Medienpädagogische Angebote.

Hierbei wird ersichtlich, dass sicherlich die Förderung der Lebenskompetenz (life skills) als gemeinsames Ziel angesehen werden kann. Dabei geht es unter anderem um die Förderung der physischen und psychischen Gesundheit. Das Ziel dieser Prävention, welche sich auf das „Recht von Gesundheit“ konzentriert, ist die Ermöglichung und Befähigung zu einem selbstbestimmten und verantwortungsbewussten gesundheitsgerechten Leben in einer gesundheitsförderlichen Umwelt → Life Skills.

Der Life-Skills-Ansatz wurde in den USA von Botvin et. al. entwickelt. Dieser Ansatz besagt, dass problematische Verhaltensweisen ein für jugendliche funktionales Verhalten darstellt – sie dienen also der Erreichung von persönlichen Zielen und Wünschen. Die Folge daraus kann sein, dass dies zu riskanten Verhaltensmustern führen kann. Der oder die Jugendliche soll andere Möglichkeiten erhalten, um damit umzugehen – das heißt, Jugendlichen sollen Kompetenzen vermittelt werden, die ihnen einen konstruktiven Weg zur Erreichung dieser Ziele ermöglicht.

(vgl. Gschwandtner et. al., 2011:323ff)

Weiters sehen Gschwandtner et. al. (2011:323ff) das Schutz- und Risikofaktorenmodell als gemeinsame Grundlage von Sucht- und Gewaltprävention an. Außerdem verfolgen beide Disziplinen settingorientierte und systemübergreifende Ansätze und beide Fächer sehen den Einsatz von qualifizierten und kompetenten MultiplikatorInnen als Schlüsselstrategie an.

Aus meiner Sicht lassen sich folgende Gemeinsamkeiten von Sucht- und Gewaltprävention festhalten. Beide Bereiche sehen die Wichtigkeit der universellen Prävention und vertreten auch die Sicht, je früher mit Prävention begonnen wird, desto besser. Beide Präventionsformen sehen eine Wirkung nicht nur in der

Verhaltensprävention, sondern auch in der Verhältnisprävention und wie zuvor ausführlich beschrieben, ist die wesentliche Maßnahme der universellen Prävention für beide Bereiche, die Förderung von Lebenskompetenzen. An dieser Stelle möchte ich aber auch darauf verweisen, dass es sehr wohl auch Grenzen der Gemeinsamkeiten von Sucht- und Gewaltprävention gibt.

5) Die Offene Jugendarbeit

Ganz allgemein kann gesagt werden, dass die Offene Jugendarbeit (OJA) Jugendliche in ihrer Freizeit begleitet, betreut und auch unterstützt.

„Sie begleitet und bearbeitet die Übergänge zwischen verschiedenen Lebensbereichen des jugendlichen Alltags. Dabei überwindet sie die parteipolitische und konfessionelle Enge der Hinterzimmer und macht Jugendarbeit zu einem Thema der Öffentlichkeit. Sie vernetzt Bedürfnisse, Wünsche, Anregungen der Jugendlichen in produktivem Sinn mit Sichtweisen, Fragestellungen und auch Forderungen anderer gesellschaftlicher Gruppierungen. Solcherart fördert sie den Austausch wie sie auch den vielfältigen kulturellen Bedürfnissen der Jugendlichen eine Plattform verleiht. Sie ist ein Ort unterschiedlicher Formen von Kommunikationsstilen, Inszenierungen und Darstellungen [...]. Die Offene Jugendarbeit ist [...] ein bedeutender Sozialisationsort für junge Menschen. Sie ist in ihren Konzepten und Angeboten sehr wichtig für viele junge Menschen. [...] Offene Jugendarbeit schafft für die jungen Menschen Angebote frei von Konsumzwängen und kommerziellen Zielen. [...] Offene Jugendarbeit ist heute ein unverzichtbarer Teil einer modernen Jugendpolitik von Städten und Gemeinden. Die Trägerschaften sind dabei sehr unterschiedlich: Es können die Gemeinden selbst sein, Vereine, kirchliche und gewerkschaftliche Organisationen oder die etablierten großen nicht-staatlichen Träger der sozialen Arbeit.“
(bOJA, 2011:4ff)

5.1) Die Charakteristik der Offenen Jugendarbeit und ihre Aufgaben

In diesem Abschnitt soll erörtert werden, welche Grundhaltung die offene Jugendarbeit prägt. Es sollen hierbei Arbeitsprinzipien erläutert werden, an denen die Offene Jugendarbeit festhält.

In den 1960er Jahren fanden gleichzeitig von K. Mollenhauer, H. Kentler und C.W. Müller Beschreibungsversuche der OJA statt. Thole hält zusammenfassend fest, dass „die Jugendarbeit als Ganzes ein gesellschaftliches gewolltes, institutionalisiertes. pädagogisches Handlungsfeld zu sein [scheint], das sich wesentlich durch „Offenheit“, „Freiwilligkeit“, und „Herrschaftsabstinenz“ charakterisiert.“ (Thole, 2000:17) Er beschreibt das Feld der OJA als ein sehr weitläufiges.

„ [...] Jugendarbeit umfasst alle

- Außerschulischen und nicht ausschließlich berufsbildenden,
- vornehmlich pädagogisch gerahmten und organisierten,
- öffentlichen,
- nicht kommerziellen bildungs-, erlebnis- und erfahrungsbezogenen Sozialisationsfelder
- von freien und öffentlichen Trägern, Initiativen und Arbeitsgemeinschaften.

[...] Jugendliche können hier

- selbstständig, mit Unterstützung oder in Begleitung von ehrenamtlichen und/oder beruflichen MitarbeiterInnen,
- individuell oder in Gleichaltrigengruppen,
- zum Zweck der Freizeit, Bildung und Erholung
- einmalig, sporadisch, über einen turnusmäßigen Zeitraum oder für eine längere, zusammenhängende Dauer zusammenkommen und sich engagieren.

Die außerschulische [...] Jugendarbeit konstituiert damit ein freiwilliges Angebot in einem doppelten Sinne: Weder können [...]

Jugendliche zu einer Teilnahme verpflichtet werden, noch können sie andererseits ihre Teilnahme einklagen.“ (Thole, 2000:23)

Sturzenhecker benennt hierzu die Kriterien Offenheit, Marginalität und Diskursivität. Offenheit bedeutet für Sturzenhecker, dass es keine genau festgelegten Ziele innerhalb der verschiedenen Freizeitstätten gibt, dennoch ist das konkrete pädagogische Handeln dabei spezifiziert. Diskursivität steht, laut Sturzenhecker in enger Verbindung mit der freiwilligen Teilnahme seitens der Heranwachsenden. Sie fordert von Einrichtungen und ihren Fachkräften die Flexibilität und Bereitschaft immer wieder neu zu verhandeln und auf die Wünsche, Bedürfnisse und Anliegen der Jugendlichen einzugehen. Weiters sollen Angebote, Ziele und Methoden immer wieder neu bestimmt und angepasst werden. (vgl. Sturzenhecker, 2005:341)

Nach Geiger vertritt die Offene Jugendarbeit folgende Prinzipien:

- Offenheit
- Selbstorganisation.

Offenheit als Schlagwort bei Zielgruppen, Aktivitätenvielfalt, räumlicher Zugänglichkeit und Verfügbarkeit. Unter Selbstorganisation wird verstanden, dass Jugendliche lernen, ihre Interessen selbst zu vertreten – sie dient als Erfahrungsfeld der Selbstorganisation und des Mündigwerdens. (vgl. Geiger, 2001:119)

Auch Horvath et. al sehen auch die Offenheit als wesentliches Charakteristikum der OJA – diese wird von den Autoren vor allem im Zusammenhang mit Zielgruppen erwähnt. Ein weiteres Prinzip wird in der Niederschwelligkeit der Angebote gesehen. Außerdem vertritt die OJA eine akzeptierende Haltung. (vgl. Horvath et. al., 2009:11)

Das Bundesweite Netzwerk Offene Jugendarbeit (bOJA) hat bezüglich Grundhaltungen und Arbeitsprinzipien folgende Schwerpunkte erarbeitet.

- Offenheit
- Offenheit in dreierlei Hinsicht. Einerseits bezogen auf die Zielgruppen, weiters auf die Angebote und andererseits auch auf die Ergebnisse. Bezogen auf

Zielgruppen meint, dass verschiedenste Zielgruppen herzlich begrüßt werden – es soll ein Raum geboten werden, indem jeder in seiner Individualität angenommen wird. Es geht nicht darum bestimmte Qualifikationen mitzubringen, immer mitzuarbeiten oder mitzumachen und auch nicht darum immer mit dabei zu sein. Jeder kann kommen, wann er will und wie er ist! Offenheit bezogen auf die Angebote meint, es wird immer versucht ein Bezug bzw. eine Orientierung an den Lebenswelten der Jugendlichen herzustellen. Hierbei wird versucht dies möglichst kostenlos und frei von Konsumzwang anzubieten.

Offenheit in Bezug auf die Ergebnisse meint, dass diese auch abweichen können – es ist nicht Ziel der Offenen Jugendarbeit, immer einen Plan verfolgen zu müssen, sondern beweglich und auch nachgiebig zu agieren. Die Anpassung sollte bedürfnis- und situationsorientiert erfolgen. (vgl. bOJA, 2012:18f)

- Partizipation

“Die Beteiligung junger Menschen an Gestaltungsprozessen, die Unterstützung ihrer Selbstorganisationsfähigkeit und der Artikulation ihrer Interessen in unterschiedlichen Zusammenhängen (persönliche Interessen, lebensweltspezifische Interessen, gesellschaftliche und politische Interessen) stellt als Förderung ihrer Partizipation ein wichtiges Handlungsprinzip der Offenen Jugendarbeit dar.“ (bOJA, 2012:19)

- Freiwilligkeit

Das Prinzip der Freiwilligkeit wird von der Offenen Jugendarbeit stark vertreten. Es soll kein Zwang entstehen, jeder richtet sich nach seinen Bedürfnissen und entscheidet selbstständig welche Angebote in Anspruch genommen werden. (vgl. bOJA, 2012:19)

- Niederschwelligkeit

“Offene Jugendarbeit versteht sich in der Konzeption, Wahl und Gestaltung ihrer Angebote als niederschwellig. Der Anspruch der Niederschwelligkeit bedeutet den einfachen und freien Zugang zu den Angeboten. Da es unterschiedliche Grade der Niederschwelligkeit gibt, bedeutet das beispielsweise, dass möglichst wenig Bedingungen definiert werden, es keiner langwierigen Vorabklärungen bedarf und keine oder nur kurze Wartezeiten für die Inanspruchnahme der Angebote gegeben sind.“ (bOJA, 2012:19)

- **Beziehungskontinuität**
Darunter wird vor allem verstanden, dass es keinen Abbruch, aufgrund diverser Ausschweifungen, in den Beziehungen zu den jungen Menschen gibt. Wichtig ist das „in Beziehung bleiben“, dennoch gibt es Konsequenzen und Sanktionen für die abweichende Handlung. Nach dem Motto „verurteile die Tat, nicht den Täter“ soll die Beziehung zu den Jugendlichen aufrechterhalten bleiben und Jugendliche sollen dadurch auch andere Handlungsmöglichkeiten erlernen. (vgl. bOJA, 2012:19f)
- **Parteiliches Mandat**
“Der junge Mensch und sein Verhalten stehen in ständiger Wechselwirkung mit den Bedürfnissen, Notwendigkeiten, gesetzlichen Regelungen und Rahmenbedingungen einer Gesellschaft. Diese Wechselwirkungen müssen wahrnehmbar, sichtbar und nachvollziehbar gemacht werden. Offene Jugendarbeit hat die Funktion, Interessen, Bedürfnisse und Lebenswelten, Potenziale und insbesondere Rechte von jungen Menschen in der Interaktion mit der Gesellschaft sichtbar zu machen, aber auch die gesellschaftlichen Machtverhältnisse offenzulegen. Entwicklung und Darstellung von Möglichkeiten, die sich den jungen Menschen in der Gesellschaft bieten bzw. bieten sollten, stehend dabei im Vordergrund.“ (bOJA, 2012:20)
- **Akzeptierende Grundhaltung**
Hierbei geht es darum, junge Menschen so anzunehmen wie sie sind. Respekt und Anerkennung sollen entgegengebracht werden. (vgl. bOJA, 2012:20)
- **Bedürfnisorientierung**
Ein Kernpunkt der Offenen Jugendarbeit liegt auf dem individuellen Wohlergehen von jungen Menschen. Es geht um die Wahrnehmung individueller Bedürfnisse, Wünsche und auch Notwendigkeiten. Andererseits gibt es auch eine gesellschaftliche Zuschreibung von bestimmten Bedürfnissen. Dazu versucht die Offene Jugendarbeit mit geschlechtsbezogenen Zugängen und Anerkennung von Diversität gerecht zu werden. (vgl. bOJA, 2012:20)
- **Lebensweltorientierung**
Jugendliche werden in der Offenen Jugendarbeit als ExpertInnen ihrer eigenen Lebenswelt angesehen und meint auch den Bezug auf die gegebenen Lebensverhältnisse der Jugendlichen, in denen Hilfe zur

Lebensbewältigung praktiziert wird ebenso wie den Bezug auf individuelle, soziale und politische Ressourcen sowie den Bezug auf soziale Netze und regionale Strukturen. (vgl. bOJA, 2012:21)

Weitere Arbeitsprinzipien, die in der Offenen Jugendarbeit gelten sind:

- Diversität
- Gender Mainstreaming
- Inklusion
- Reflexive Wertorientierung
- Ressourcenorientierung bzw. Potenzialorientierung
- Sozialraumorientierung
- Subjektorientierung
- Überparteilichkeit und Überkonfessionalität

(vgl. boja, 2012:18ff)

Eine kurze und klare Erläuterung des Begriffes Offene Jugendarbeit konnte bisher nicht gefunden werden.

Zwar gibt es einige Definitionsversuche, doch bisher scheint es noch nicht gelungen zu sein, alle Aspekte dieses Arbeitsfeldes in wenigen Worten zu bündeln. Ein möglicher Weg, sich dem Wesensgehalt dieses Tätigkeitsfeldes zu nähern, könnte die Untersuchung der verschiedenen Aspekte von Offenheit in Bezug auf den speziellen Bereich der Jugendarbeit sein. Nach Willy Klawe bezieht sich der Begriff Offene Jugendarbeit in diesem Zusammenhang auf (vgl. Klawe 1996:12):

- Offenheit der Inhalte, da diese nicht schon im Voraus zwingend an politische,
- konfessionelle oder weltanschauliche Orientierungen gebunden sind,
- Offenheit im Sinne von öffentlich, d.h. die Aktivitäten sind transparent, also für
- jeden einsehbar und stehen somit unter ständigem Legitimationsdruck,
- Offenheit für die verschiedenen Interessen und Bedürfnisse der Jugendlichen,
- Offenheit in den Organisations- und Sozialformen, d.h. die Arbeit soll so
- strukturiert sein, dass die Aktivitäten für die Jugendlichen möglichst ohne

- Anmeldung, Mitgliedschaft o.ä. zugänglich sind.

Auf der Grundlage dieser Bedeutungsbeschreibung könnte der zu untersuchende Begriff in folgender Weise charakterisiert werden. Offene Jugendarbeit findet danach statt in „Einrichtungen, die allen Jugendlichen, besonders den nichtorganisierten, durch Bereitstellen von Räumen und Sachmitteln die Möglichkeit zu vielfältigen Freizeitaktivitäten bieten und regelmäßig, d.h. an mehreren Tagen in der Woche bis in den Abend geöffnet sind.“ (Krisam/Tegethoff zit. nach Klawe 1996:12). Mittlerweile besteht das Gebiet der Offenen Jugendarbeit in immer weiter ausdifferenzierten Formen und auch diese Eingrenzung kann nicht als Definition herangezogen werden. Eine weitere Annäherung an den Begriff könnte über die Beschreibung eines bisher allgemein anerkannten Grundverständnisses als Bestandteil der unterschiedlichen Konzeptionen von Offener Jugendarbeit erreicht werden. Diese in den siebziger Jahren entstandenen Grundprinzipien sind der Ausgangspunkt vieler heute noch existierender Einrichtungen und Arbeitskonzepte. Als die wichtigsten Grundsätze werden hierbei das Prinzip der „Offenheit“, die Vorstellung von einer „einheitlichen jungen Generation“, die Prinzipien der „Selbstorganisation“ und „Bedürfnisorientierung“ und der Primat der „politischen Bildung“ genannt (vgl. Münchmeier 2000:14). Dabei ist allerdings kaum zu übersehen, dass einige dieser Prinzipien deutlich von der speziellen gesellschaftlichen und politischen Situation der siebziger Jahre geprägt sind. So ist z. B. das Bild einer „einheitlichen jungen Generation“ in der heutigen Zeit weitgehend aus der fachlichen Diskussion und der praktischen Konzepterstellung verschwunden. Es stellt sich also die Frage, welche dieser Prinzipien weiterhin Bestand haben sollten und inwieweit „aufgrund von Veränderungen der Jugend- und Gesellschaftssituation und Weiterentwicklungen neue Antworten gesucht werden müssen.“ (Münchmeier, 2000:15).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass ein eindeutiges Definieren des Begriffes kaum realisierbar zu sein scheint. Das „Bundesweite Netzwerk Offene Jugendarbeit“ hat in diesem Zusammenhang eine sehr ausführliche Beschreibung zum Feld der Offenen Jugendarbeit dargelegt. Sehr oft wird in der Literatur im Zusammenhang mit Offener Jugendarbeit „Offenheit“ genannt – dies stellt für mich auch das wesentlichste Charakteristikum der Offenen Jugendarbeit dar.

Dieses „sich nicht festlegen lassen“ auf eine Definition stellt für mich auch eine besondere Möglichkeit der Offenen Jugendarbeit dar: auf Veränderungen kann so immer leicht und dynamisch reagiert werden – es bietet Platz um beweglich zu bleiben und den Jugendlichen mit ihren veränderten Ansprüchen und Bedürfnissen moderne, zeitgemäße Angebote unterbreiten.

5.2) Die Zielgruppen der Offenen Jugendarbeit

Die Zielgruppen sind meist heterogene Gruppierungen. „ Die Angebote der Offenen Jugendarbeit [sollen] unabhängig von sozialem Status, Geschlecht, ethnischen oder religiösen Zugehörigkeit und abgelöst von einem Schul- oder Vereinszweck allen Jugendlichen in der Freizeit offenstehen.“ (Horvat et. al, 2009:11)

Schoibl spricht von Dialoggruppen in der OJA. Die Angebote der OJA sollen sich einerseits an Jugendliche richten und sollen vor allem jenen Jugendlichen zu Gute kommen, die beispielsweise aufgrund von Armutsverhältnissen, sozialen Defiziten und/oder Migrationshintergrund Gefahr laufen, minorisiert oder stigmatisiert zu werden. Außerdem soll darauf geachtet werden, geschlechtssensible Angebote zu stellen. Andererseits sollte die OJA auch für Erwachsene eine Anlaufstelle für Jugendthemen darstellen. Dieses Informationsangebot gilt beispielsweise für Eltern, Angehörige, AnrainerInnen und MultiplikatorInnen – dennoch unter dem Aspekt, dass es dabei in erster Linie um die Interessen der primären Dialoggruppe Jugendliche geht. Es sollen lediglich die Ziele Sensibilisierung und Bewusstseinsbildung damit erreicht werden. (vgl. Schoibl, 2012:4)

5.3) Angewandte Methoden der Offenen Jugendarbeit

Die Formen, in welchen die Offene Jugendarbeit den Jugendlichen gegenübertritt, können sehr vielfältig sein. So umfasst sie beispielsweise kulturelle Jugendarbeit, arbeitsweltbezogene Jugendarbeit, Jugenderholung, Jugendsozialarbeit, Jugendberatung, internationale Jugendarbeit, integrative Jugendarbeit, politische Jugendarbeit, Jugendfürsorge und Jugendbildungsarbeit. (vgl. Klawe, 1996:15) Auch die Methoden, welche sich die Offene Jugendarbeit bedient, sind dementsprechend bunt. Das „Bundesweite Netzwerk für Offene Jugendarbeit“ gibt an, dass folgende Methoden eine besondere Bedeutung haben.

- Soziokulturelle Animation
- Beziehungsarbeit
- Einzelfall-, Gruppen- und Gemeinwesenarbeit
- Geschlechterreflektierende Jugendarbeit
- Bildungsarbeit
- Erlebnispädagogik
- Medienpädagogik
- Netzwerkarbeit
- Schnittstellenmanagement – Case Management
- Sozialräumliche Jugendarbeit
- Sport, Spiel und Bewegung
- Streetwork
- Themenzentrierte Arbeit bzw. Projektarbeit

(vgl. bOJA, 2012:24ff)

5.4) Die präventive Rolle der Offenen Jugendarbeit

Der offenen Jugendarbeit kann eine präventive Rolle zu geschrieben werden.

„Die Angebote der Offenen Jugendarbeit wirken präventiv, indem Persönlichkeit, Selbstwert, Selbstbewusstsein und Identitätsbildung stets im Fokus stehen.“ (bOJA, 2011:15)

Im Bereich der Suchtprävention gibt es auch spezielle Angebote für Jugendliche: „Die Risikokompetenz der Jugendlichen zu fördern und einen verantwortungsvollen Umgang mit legalen Substanzen zu erlernen, ist eine große Aufgabe der Offenen Jugendarbeit. Zudem bieten die ausgebildeten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Offenen Jugendarbeit bei konkreten Anlässen rund um das Thema „Substanzen, Sucht und Konsum“ Aufklärung, persönliche Gespräche, Reflexion und bei Bedarf Vermittlung an spezialisierte Fachstellen.“ (bOJA, 2011:15f)

Auch der thematischen Herausforderung Gewalt stellt die Offene Jugendarbeit ein präventives Angebot: „Junge Menschen lernen und erleben in der Praxis, mit Konflikten umzugehen, sie zu lösen und Werte für ein produktives Zusammenleben zu entwickeln. Es ist klar, dass gerade auf diesem Gebiet eine enge Zusammenarbeit mit den Schulen, Vereinen, der Exekutive und mit den Familien bzw. dem sozialen Umfeld der Jugendlichen unerlässlich ist. Diese Zusammenarbeit zu forcieren und zu fördern ist ein zentrales Anliegen der Offenen Jugendarbeit.“ (bOJA, 2011:16f)

„Zum einen stellt sie zweck-, leistungs- und konsumfreie Angebote als Ergänzung zu verpflichtenden bzw. interessenbezogenen Settings wie Schule oder Vereine bereit. Zum anderen wird durch das Schaffen von prinzipiell für alle Jugendlichen offenen Beteiligungsmöglichkeiten Raum für Partizipation und Teilhabe am sozialen Miteinander ermöglicht.“ (Horvath et. al, 2009:21)

Außerdem hat die offene Jugendarbeit auch weitere Möglichkeiten sucht- und gewaltpräventive Effekte zu erzielen. Ausgehend von den Ansichten der offenen Jugendarbeit (siehe dazu Kapitel 5.1.) und den Methoden wird ein spezifisches Setting geschaffen. Gerade die Niederschwelligkeit des Settings schafft eine Basis um mit verschiedensten Jugendlichen eine Beziehung aufzunehmen. Vor allem können auch jene Jugendlichen erreicht werden, die andere Angebote nicht mehr annehmen können oder wollen. Hierzu gehört bzw. ist es sehr wichtig, dass Mitarbeitende mit Jugendlichen in Kontakt treten und Beziehungsarbeit leisten. So können sich Jugendliche an den Erwachsenen – diese sind zum Teil auch ihre Vorbilder – orientieren. Wesentlich ist dabei, dass Mitarbeitende authentisch sind.

Weiters bietet die offene Jugendarbeit ein gutes Feld um Lebenskompetenzen zu vermitteln und diese auch zu trainieren. Auch Parteilichkeit und Bedürfnisorientierung bieten gute sucht- und gewaltpräventive Potenziale.

Die offene Jugendarbeit kann durch verschiedenste Interventionen (Bsp. Schaffen eines Raum des Vertrauens) den Jugendlichen den Rahmen bieten bestimmte eigene Verhaltensmuster zu überdenken und zu spiegeln. (vgl. Horvath, 2009:21f)

„Die Gelegenheit zur gezielten Reflexion von Suchtverhalten und Gewalterfahrungen kann als präventive Maßnahme gesehen werden. Auch genderspezifische Angebote können präventiv wirken, sobald sie sich nicht nur den reinen geschlechtsspezifischen Interessen widmen, sondern auch dahinterliegende Rollenverständnisse hinterfragen und die eigene Betroffenheit reflektieren.“ (Horvath et. al, 2009:22f)

Die Basis für die präventive Arbeit im Jugendzentrum ist sicherlich mit der Grundhaltung des Teams gelegt. Sie muss theoretisch hinterlegt sein und vor allem dann auch von allen Teammitgliedern gelebt werden. Hier geht es vor allem darum, dass Randthemen wie beispielsweise Sucht und Gewalt, aufgegriffen werden und angesprochen werden. (vgl. Horvath et. al, 2009:23)

„Ganz allgemein kann festgestellt werden, dass die OJA [Offene Jugendarbeit] entsprechende Freiräume braucht, um ihre innovativen und kreativen Ansätze nutzen zu können. Methodische Kreativität und Innovation basieren auf bedürfnis- und subjektorientierter Haltung und erhöhen die Erreichbarkeit der Jugendlichen. Die OJA [Offene Jugendarbeit] arbeitet vorwiegend auf Basis eines primärpräventiven Ansatzes, der darauf abzielt, die Lebenskompetenzen der Jugendlichen zu stärken.“ (Horvath et. al, 2009:23)

Es kann festgehalten werden, dass neben der primärpräventiven Arbeit, auch noch weitere Präventionsarbeit von der Offenen Jugendarbeit geleistet werden kann.

6) Empirische Untersuchung: Kompetenzen für die universelle Sucht- und Gewaltprävention in der Praxis der offenen Jugendarbeit

Im praktischen Teil dieser Arbeit wird nun versucht die eingangs gestellte Forschungsfrage „Welche Kompetenzen haben oder brauchen Multiplikatoren in der offenen Jugendarbeit für die universelle sucht- und gewaltpräventive Arbeit?“ näher zu betrachten.

Hierzu wird zuerst folgende Hypothese untersucht:

Es gibt Gemeinsamkeiten in der Sucht- und Gewaltprävention.

Aus den bisherigen Ausführungen – siehe dazu Kapitel 4) – lässt sich entnehmen, dass es Gemeinsamkeiten in der Sucht- und Gewaltprävention gibt. Weiters wird zur Überprüfung von Hypothese 1 der Artikel von Gschwandtner et. al. herangezogen. In diesem wurden zentrale Strategien und Ansätze in der Sucht- und Gewaltprävention näher betrachtet. Zwei Aspekte wurden dabei berücksichtigt. Einerseits wurde darauf geachtet, dass Ansätze genannt wurden, die auch eine wissenschaftliche Basis aufweisen und andererseits sollten diese sich auch „in der Praxis bewährt haben“. (Gschwandtner et. al., 2011:323ff).

Folgende vier Ansätze sind laut Gschwandtner et. al für die Sucht- und Gewaltprävention relevant:

- „Das Schutz- und Risikofaktorenmodell
- Förderung der Lebenskompetenz
- Settingorientierte und systemübergreifende Ansätze
- Einsatz von qualifizierten und kompetenten MultiplikatorInnen als Schlüsselstrategie“ (ebd. 2011, S. 323ff)

Schutz- und Risikofaktorenmodell

„In den Schutz- und Risikofaktorenmodell werden Konzepte aus der Prävention mit Ansätzen der Gesundheitsförderung, insbesondere der Salutogenese von Antonovsky, zu einer Art Meta-Modell für

gesundheitsfördernde Prävention zusammengebracht. [...]
Ansatzpunkte für die Prävention sind also auf der einen Seite die Reduktion von Belastungen bzw. Risikofaktoren, auf der anderen Seite die Stärkung der Kompetenzen bzw. Schutzfaktoren.“
(Gschwandtner et. al., 2011:323ff).

Förderung der Lebenskompetenz

„Der Life-Skills-Ansatz (Botvin 1996) ist stark vom Risiko- und Schutzfaktorenmodell und von der Theorie des Problemverhaltens (Jessor und Jessor 1983) geprägt. Letztere besagt u. a., dass es einen Zusammenhang zwischen verschiedenen Arten von Problemverhalten gibt und dass einige riskante Verhaltensweisen von den gleichen Faktoren verursacht werden. Insofern sollten Präventionsmaßnahmen auch auf diese gemeinsamen sozialen und psychologischen Faktoren, die so genannten Life Skills, abzielen. Lebenskompetent ist nach Definition der WHO (1994) diejenige Person, die sich selbst kennt und mag, empathisch ist, kritisch und kreativ denkt, kommunizieren und Beziehungen knüpfen und aufrechterhalten kann, Entscheidungen trifft, erfolgreich Probleme löst und Gefühle und Stress bewältigen kann.“ (Bühler/Kröger, 2006:23f)

Settingorientierte und systemübergreifende Ansätze

Settingorientierte und systemübergreifende Ansätze nehmen an, dass Verhaltensprävention essenziell ist, aber noch mehr Bedeutung in Bezug auf die Wirkungsweise wird der Verhältnisprävention beigemessen. (vgl. Gschwandtner et. al., 2011:323ff) „Nach dieser These ist das Lebensumfeld (Setting) der zentrale Ansatzpunkt, nicht zuletzt im Hinblick auf nachhaltige Wirkungen präventiver Maßnahmen.“

Einsatz von qualifizierten und kompetenten MultiplikatorInnen als Schlüsselstrategie

„Als MultiplikatorInnen sollen hier Personen verstanden werden, die über entsprechende präventive Kompetenzen verfügen und diese in ihren Arbeits- und Lebenswelten einbringen und umsetzen. Die Umsetzung kann sowohl im Rahmen von definierten präventiven Projekten und Programmen geschehen (expliziter MultiplikatorInnenansatz), als auch implizit, in der alltäglichen Praxis, also ohne konkrete präventive „Überschrift“. MultiplikatorInnen werden als indirekte Zielgruppe definiert, die durch ihre Arbeit oder ihre Kontakte mit den direkten Zielgruppen präventiv wirken sollen. Für die Entwicklung struktureller und vor allem nachhaltiger präventiver Veränderungen sind MultiplikatorInnen also als eine Art „Verbündete“ mit entsprechenden Qualifikationen und Kompetenzen zu verstehen. [...] Im Sinn der Ottawa-Charter können MultiplikatorInnen als wichtige Akteure verstanden werden, die einerseits präventive Kompetenzen besitzen und andererseits auch die Funktion der Anwaltschaft in ihren jeweiligen Wirkungsbereichen übernehmen können. Zudem kann der MultiplikatorInnenansatz als Weiterentwicklung und Ergänzung zum settingorientierten Ansatz verstanden werden, da davon ausgegangen wird, dass die nachhaltige Gestaltung präventiver und gesundheitsfördernder Lebenswelten maßgeblich durch die Kompetenz und Anwaltschaft kompetenter AkteurInnen mitverwirklicht werden. Als Voraussetzungen für den wirkungsvollen Einsatz von MultiplikatorInnen sind hochwertige (und qualitätsgesicherte) Aus- und Weiterbildungsangebote für die unterschiedlichen Multiplikatoren in den jeweiligen Arbeitsfeldern bzw. Settings, entsprechenden Ressourcen (von personalen über zeitlichen bis zu finanziellen Ressourcen) und fördernde Strukturen (Unterstützung im System, klare Aufträge etc.) notwendig.“ (Gschwandtner et. al., 2011:323ff)

Aus diesen Ausführungen wird ersichtlich, dass es Gemeinsamkeiten in der universellen sucht- und gewaltpräventiven Arbeit gibt.

Betrachtet man in diesem Zusammenhang das Setting der offenen Jugendarbeit, wirft das unter anderem die Frage auf, welche Kompetenzen haben oder brauchen Mitarbeitende der offenen Jugendarbeit, um sucht- und gewaltpräventiv arbeiten zu können?

Um auf diese Frage einzugehen, wurden mit Personen verschiedener Institutionen Experteninterviews geführt. Um dies auch gut abbilden zu können wurden die Personen nach den drei Bereichen offene Jugendarbeit, Suchtprävention und Gewaltprävention ausgewählt.

Zur Aufzeichnung der Interviews wurde nach Absprache mit den Interviewpartnern ein Tonband verwendet – die Originalinterviews liegen einerseits bei der Verfasserin auf und andererseits liegen die Originaldaten auch auf CD-ROM an der Pädagogischen Hochschule auf.

Die durchgeführten Interviews befassen sich mit der oben genannten Forschungsfrage „welche Kompetenzen haben oder brauchen Mitarbeitende der offenen Jugendarbeit, um sucht- und gewaltpräventiv arbeiten zu können?“.

In den folgenden Unterpunkten findet sich nun zunächst eine Beschreibung der Datenerhebung. Weiters finden sich Ausschnitte aus den Erhebungen, Zusammenfassungen und Analysen der Interviews. Die Zusammenfassungen beinhalten wesentliche Punkte, die in den Erhebungen genannt wurden. Die anschließenden Analysen richten sich in Hinblick auf die genannte Forschungsfrage. Um sich ein Bild von den jeweiligen Institutionen der ausgewählten Bereiche zu machen, werden diese vorab vorgestellt.

6.1) Methodik der Datenerhebung

Um einen Bezug zwischen Theorie und Empirie herstellen zu können, wurde eine qualitative Forschung durchgeführt. Bevor nun auf die gewählte Methode an sich eingegangen wird, sollen vorab die Grundlagen der qualitativen Forschung klar

gemacht werden: „Qualitative Forschung hat den Anspruch, Lebenswelten <<von innen heraus>> aus der Sicht der handelnden Menschen zu beschreiben. Damit will sie zu einem besseren Verständnis sozialer Wirklichkeit(en) beitragen und auf Abläufe, Deutungsmuster und Strukturmerkmale aufmerksam machen“ (Flick et. al., 2000:14). Als Kennzeichen der qualitativen Forschung gelten:

- „Methodisches Spektrum statt Einheitsmethode
- Gegenstandsangemessenheit von Methoden
- Orientierung am Alltagsgeschehen und/oder Alltagswissen
- Kontextualität als Leitgedanke
- Perspektiven der Beteiligten
- Reflexivität des Forschers
- Verstehen als Erkenntnisprinzip
- Prinzip der Offenheit
- Fallanalyse als Ausgangspunkt
- Konstruktion der Wirklichkeit als Grundlage
- Qualitative Forschung als Textwissenschaft
- Entdeckung und Theoriebildung als Ziel“ (Flick et. al., 2000:24).

Als für mich die geeignetste Methode der qualitative Forschung erschien mir das narrative Interview. Es handelt sich hierbei um ein offenes Gespräch, in erzählender Form, zu einem befragten Thema. Grundsätzlich kann gesagt werden, dass ein Interview, gleichgültig in welcher Form es sich gestaltet (z.B. Leitfadeninterview oder narratives Interview), die Aufgabe der Datenerhebung innehat, welche das Ergebnis von verbaler Kommunikation ist. Das Besondere am Interview ist, durch Befragung beim Interviewpartner dessen Wissen oder dessen Ansichten zu einem bestimmten Thema in Erfahrung zu bringen, denn „das Interview ist eine Form des verbalen Kommunizierens, in welcher – per Definition – grundsätzlich *dem Interviewten* die Aufgabe zukommt, *aktiv* Ereignisse, Erfahrungen, Handlungen und Wissen zu rekonstruieren“ (Bohnsack et. al., 2003:95). Der Forscher geht nämlich von der Annahme aus, dass der Befragte, der im Vorhinein ausgewählt wurde, mit der jeweiligen Themenwahl in engem Bezug steht und somit relevant für das Interesse der Forschung ist (vgl. Bohnsack et. al., 2003:95).

So wurde auch bei dieser Arbeit darauf geachtet, dass es sich bei den Interviewten um Experten aus den drei verschiedenen Bereichen (Offene Jugendarbeit, Suchtprävention, Gewaltprävention) handelt. In diesem Fall wurde, wie zuvor genannt, als Methode das narrative Interview gewählt. Den Interviewten wurde lediglich die Forschungsfrage genannt und sie sollten dadurch die Möglichkeit haben, frei aus ihren Erfahrungen und Kenntnissen, speziell ihr Gebiet betreffend, zu erzählen. Ziel ist es, den Gesprächsfluss mit möglichst wenig intervenierenden Fragen durch den Interviewer zu stören. So wurde die Forschungsfrage im Vorfeld per E-Mail an die Befragten ausgesandt, damit ihnen auch die Möglichkeit geboten wird, sich gezielt auf das Thema vorzubereiten. Außerdem wurden auch ein paar Fragen zur Vorbereitung genannt, die für mich in diesem Zusammenhang wichtig erschienen. Nachfolgend ein Auszug aus den zugesandten E-Mails:

„Meine Arbeit beschäftigt sich mit dem Handlungsfeld der Jugendarbeit, insbesondere über die Arbeit der Multiplikatoren in diesem Feld. Hierzu habe ich geplant, Interviews mit Experten und Expertinnen zu führen, um einen Leitfaden für die Offene Jugendarbeit zu erarbeiten. Hierbei soll vor allem die Ausbildung der Mitarbeitenden im Fokus stehen. Meine Forschungsfrage bezieht sich auf „welche Kompetenzen haben oder brauchen Multiplikatoren in der Offenen Jugendarbeit für die universelle sucht- und gewaltpräventive Arbeit.“ Also, welche Kompetenzen sind notwendig bzw. schon vorhanden um sucht- und gewaltpräventiv arbeiten zu können? Wichtig sind für mich dabei Fragen wie:

- Wie soll eine Ausbildung für Mitarbeitende aussehen bzw. könnte diese aussehen?
- Was wird gefordert von Mitarbeitenden und was ist wesentlich?
- Welche Inhalte sind dabei wichtig?
- Was sollen Mitarbeitende mitbringen oder was sollten sie können bzw. worauf wird geachtet?“

Es muss erwähnt werden, dass die folgenden Interviews lediglich eine Stichprobe darstellen und nicht zu verallgemeinern bzw. empirisch aussagekräftig sind, aufgrund dessen, dass von mir nur drei Erhebungen durchgeführt wurden. Mein Bestreben liegt vor allem darin, aufzuzeigen, welche Kompetenzen Multiplikatoren in der

offenen Jugendarbeit für die universelle sucht- und gewaltpräventive Arbeit haben oder brauchen – die Betonung liegt hierbei auf sucht- UND gewaltpräventiv.

In den folgenden Unterpunkten lassen sich, zur besseren Veranschaulichung und zum besseren Verständnis, Auszüge aus den geführten Interviews finden. Die Transkripte sind in die Hochsprache übersetzt und nicht im Dialekt wiedergegeben. Wie oben schon erwähnt, (siehe Kapitel 7), wurde zur Aufzeichnung der Interviews nach Absprache mit den Interviewpartnern ein Tonband verwendet. Die Originalinterviews liegen einerseits bei der Verfasserin auf und andererseits liegen die Originaldaten auch auf CD-ROM an der Pädagogischen Hochschule auf.

6.2) bOJA – Bundesweites Netzwerk Offene Jugendarbeit

Die Boja ist eine Netzwerkstelle die einerseits als Service- und Vernetzungsstelle für die Offene Jugendarbeit gilt und andererseits sich um die Verbesserung der Qualität in der Offenen Jugendarbeit stark macht. Der Verein wurde nach langem Gebrauch der Vernetzung im Jahr 2009 ins Leben gerufen.

„bOJA ist das Sprachrohr für das Handlungsfeld der Offenen Jugendarbeit – Ziel ist die Positionierung der Themen, Blickwinkel und Bedürfnisse der Offenen Jugendarbeit bzw. der Jugendlichen, die das Angebot der Offenen Jugendarbeit nutzen, im bundesweiten und internationalen jugendpolitischen Diskurs“

Das Bestreben der Netzwerkstelle sind in erster Linie Service und Information, Koordination und Vernetzung, Qualitätsreflexion, Qualitätsdiskussion und Qualitätsweiterentwicklung, Positionierung und Lobbying.

(vgl. <http://www.boja.at/boja/ueber-uns/>, am 19.August 2014)

6.2.1) Interviewdaten und Transkript der Erhebung 1

Datum: 14. Juli 2014
Uhrzeit: 16:00 – 17:00
Ort: Eissalon am Schwedenplatz
Franz-Josefs-Kai 17, 1010 Wien
Funktion der Befragten: Geschäftsführerin des bOJA

„Genussfähigkeit ist etwas das an keinem Ort gelehrt oder vermittelt wird. Und das wichtigste am Genusstraining ist - das genießen können wieder zu erlernen. Vor allem in einer Zeit wo Handy, Facebook und Computer sich in den Vordergrund drängen, wird es immer schwieriger - sich wieder auf eines zu fokussieren. Ich glaube, also alles was Jugendarbeiterinnen mitbringen ist immer nur Goldwert. Sie können sich wirklich, sie können es einbauen in ihre Arbeit. Ich glaube, dass es eher selten ist, dass sie dann eine Face to Face Beratung haben, sondern es passiert dazwischen. Das benötigt natürlich hohe Persönlichkeitskompetenzen was dadurch ein höheres Bild der Jugendarbeiterin ergibt. Ich denke, solche perfekten Persönlichkeiten gibt es natürlich nicht und das „Unperfekte“ ergibt ja auch etwas von dem man lernen kann. Aber ich finde, das gehört reflektiert. Bei großen Jugendzentren bin ich mir sicher, dass sie sich ihrer eigenen Supervision unterziehen doch bei kleineren fehlt oft das Geld dazu und auch die nötigen Ressourcen. Dasselbe gilt für Teamentwicklung und Teambildung. Also da gibt es schon Methoden aber dass man das verpflichtend macht ist leider nicht der Fall. Angenommen jemand hat Sozialarbeit studiert, vor ich weiß nicht, vor 20 Jahren, also diese Verpflichtung dies auch immer wieder aufzufrischen, immer wieder Fortbildungen zu machen gibt es halt auch nicht. Der Beruf der Sozialarbeit ist leider nicht so geschützt wie manch anderer. Das Netzwerk bOJA zum Beispiel hat zwar Qualitätsrichtlinien herausgegeben, aber das sind natürlich nur Empfehlungen, also somit zahnlos. Es ist nicht an irgendeine Finanzen gebunden, was weiter bedeutet dass du als Jugendarbeiterin auch genau nichts dagegen machen oder es einfordern kannst. Im Grunde genommen bin ich schon ein Fan von Grundqualifikation, aber ich respektiere auch zu sagen: „Wir brauchen die anderen auch.“ Ich glaube nur, dass

heutzutage offene Jugendarbeit immer mehr mit Jugendlichen zu tun hat, die wirklich auch Unterstützung brauchen und da finde ich es heikel, wenn man ihnen Personal zur Verfügung stellt, das nicht eine Ausbildung, also keine Qualifizierung im pädagogischen Sinn mitbringt. Für mich wäre das eigentlich ein Muss, aber in Österreich ist es leider überhaupt nicht so. Wenn man eine einschlägige Sozialausbildung absolviert hat, spielt es auch keine vordergründige Rolle ob jemand diesbezüglich keine Selbsterfahrungen, oder nur in einem fiktiven Zusammenhang, Supervision erlebt hat. Entscheidend ist der richtige Zugang.

Dadurch entsteht für mich so eine Art Berufshaltung. Es macht einen Unterschied ob jemand von Beruf Technikerin ist und gerne mit Jugendlichen arbeitet, oder einen Sozialberuf erlernt hat. An diese Tätigkeit muss man erst herangeführt werden. Sich immer wieder hinsetzen und über seine Arbeit nachdenken. Das ist schon was anderes. Meiner Meinung nach ist in Bezug auf Sucht- und Gewaltprävention eine Sockelausbildung von enormer Bedeutung. Ich glaube nicht, dass jemand ungelernt ordentlich dieser Tätigkeit nachgehen kann, wenn er oder sie nicht wenigstens zwei Jahre in der Arbeit ist. Wichtig ist, dass man eine Basis hat, sprich eine Ausbildung hat, oder man hat keine Ausbildung ist aber schon seit zwei, drei Jahren in der offenen Jugendarbeit tätig. Der Punkt ist das nötige Grundverständnis mitzubringen und dann geht es erst in Richtung Sucht- und Gewaltprävention. Daher glaube ich, ist es keine Ausbildung im herkömmlichen Sinn, sondern etwas das man im Lebenslauf als Zusatzqualifikation anführt. Von Vorteil wäre es natürlich, wenn diese Zusatzqualifikation berufsbegleitend erworben werden könnte. Das heißt du lernst am Wochenende und kannst die erlernten Methoden gleich probieren.

Vor allem der schulische Bereich ist in Bezug auf Methoden sehr gut aufgestellt. Es gibt Methoden für die Schule aus Sucht- und Gewaltprävention, da kann man aus dem Vollen schöpfen. Hier müsste der außerschulische Bereich vermehrt auf den schulischen blicken. Für die Schulen gibt es österreichweit unterschiedlichste Tools für Lehrer und Lehrerinnen zu diesen Themen.“

6.2.2) Zusammenfassung der Erhebung 1

Boja ist ein Dachverband für die bundesweite Netzwerkarbeit der offenen Jugendarbeit. Die Ausbildung der einzelnen Mitarbeitenden der offenen Jugendarbeit variiert sehr stark. Eine der Hauptkompetenzen – manchmal mehr, manchmal weniger – ist ein sozialpädagogischer Hintergrund. Es könnten, bezüglich Ausbildung, zwei Gruppen von Mitarbeitenden gebildet werden. Einerseits die Gruppe der Mitarbeitenden mit pädagogischem Hintergrund und andererseits die Gruppe der Mitarbeitenden als Quereinsteiger. Alle beiden Gruppen sind wesentlich für die offene Jugendarbeit. Vor allem Quereinsteiger bringen Lebensweltenkompetenz mit und sind somit wichtig für die offene Jugendarbeit, da Jugendliche unterschiedliche Vorbilder oder role-models kennen lernen sollen. Die Gruppe der Mitarbeitenden mit pädagogischem Hintergrund sollten genug Werkzeug oder Rüstzeug zur Sucht- und Gewaltprävention in der Grundausbildung gelernt haben. Bei diesen Grundausbildungen sind Sucht- und Gewaltprävention als Fächer wählbar, sie stellen aber keine Verpflichtung dar. Das heißt, nicht jeder mit einer pädagogischen Grundausbildung wurde in Sucht- und Gewaltprävention unterrichtet. Dennoch sollte mit einer pädagogischen Ausbildung eine gewisse Grundhaltung einhergehen und es sollte ein pädagogisch-psychologisches Verständnis für die Thematik vorhanden sein.

In der offenen Jugendarbeit gibt es auch die Entwicklung, dass Quereinsteiger bei einer Anstellung eine Auflage zur Absolvierung eines psychosozialen Lehrganges binnen ein oder zwei Jahren machen müssen. Hierbei kann aber lediglich von einer Entwicklung gesprochen werden, es gibt österreichweit keine einheitliche Regelung diesbezüglich und somit auch keine Verpflichtung einen solchen zu absolvieren. Die einzelnen Institutionen der offenen Jugendarbeit können die Handhabung diesbezüglich selbst bestimmen, es gibt wie zuvor beschrieben, keine einheitliche Vorgehensweise.

Die offene Jugendarbeit ist und möchte professionell sein – streng betrachtet, ist das Ausbildungsniveau bei den Mitarbeitenden in der offenen Jugendarbeit nicht einheitlich das, was eigentlich in der Arbeit mit Kinder und Jugendlichen gebraucht wird, nämlich eine Basis- bzw. Grundausbildung im psychosozialen Bereich. Vor

allem im Hinblick auf die sucht- und gewaltpräventive Arbeit, denn Sucht- und Gewaltprävention sind wichtige psychologische, sozialarbeiterische Themen.

Offene Jugendarbeit befindet sich in der universellen Prävention, ebenso wie in der indizierten Prävention – genau deswegen wäre es so wichtig, dass alle Mitarbeitenden eine psychosoziale Ausbildung haben. Viele Jugendliche, die die offene Jugendarbeit in Anspruch nehmen, haben meistens schon ziemliche Geschichten hinter sich – vor allem auch im Zusammenhang mit Sucht- und Gewalterfahrungen.

Im Hinblick auf eine spezifische Ausbildung in der Sucht- und Gewaltprävention für Mitarbeitende der offenen Jugendarbeit sollten vor allem folgende Themen auf jeden Fall berücksichtigt werden:

Gender

Stärkung des Selbstbewusstseins

Selbstwirksamkeit

Ressourcenorientierung

Selbsterfahrung

Bewusstmachung der Vorbildfunktion – Lernen am Modell

Genussfähigkeit, Genusstraining

Supervision, Teamentwicklung und laufend Fortbildungen (up to date sein) zu machen wäre ohnehin eine Wichtigkeit, die ständig begleitend zur täglichen Arbeit gemacht gehört. Aber wie zu Beginn bereits erwähnt, gibt es diesbezüglich keine Verpflichtung, die offene Jugendarbeit gilt hier als nicht geschützt. Boja hat zwar Qualitätsrichtlinien herausgegeben, diese dienen aber lediglich als Empfehlung und sind keine verpflichtenden Maßnahmen. Die Richtung von Boja geht immer stärker in Richtung Qualifizierung, vor allem auch weil sich in den letzten Jahren das Handlungsfeld der offenen Jugendarbeit immer stärker professionalisiert hat.

Gut für eine Ausbildung wäre ein integriertes Konzept und die Ausbildung sollte eher kurz sein. Wesentlich ist es auch, dass die Mitarbeitenden schon eine Basis an psychosozialer Qualifikation besitzen.

Weiters von Vorteil ist ein berufsbegleitender Lehrgang, so im Sinne einer Zusatzqualifizierung. Das Positive hierbei ist auf den Fall, dass das Gelehrte sofort praktisch umgesetzt werden kann. Das Setting Schule hat sehr gute sucht- und gewaltpräventive Methode, auf die unter Umständen, auch zurückgegriffen werden kann. Zusammengefasst kann gesagt werden, dass methodisch genug vorhanden ist, nur es gibt kein eigenes Konzept oder keinen Leitfaden für die offene Jugendarbeit. Wichtig bei einer Ausbildung für Mitarbeitende der offenen Jugendarbeit sind auch die Betrachtung und vor allem die Einbeziehung der Verhaltens- UND der Verhältnisebene. Auf Ebene des Verhaltens wird direkt mit den Jugendlichen in Form von Workshops zu spezifischen Themen gearbeitet. Begleitend ist hier eine Art Handbuch zur methodischen Vorgehensweise gut – dann gibt es auch eine standardisierte Vorgehensweise für die offene Jugendarbeit und einzelne Methoden können dann in einem Folgeschritt auch evaluiert werden. Auf Verhältnisebene geht es dann konkret darum, sich das eigene Jugendzentrum anzusehen und wichtige Fragen zu reflektieren und zu beantworten. Die gesamte Organisation soll dabei einbezogen werden und gemeinsam soll den gestellten Fragen nachgegangen werden. Daraus könnte ein, vom Team selbstständig entwickelter Leitfaden entstehen – „Unser gesundheitskompetentes Jugendzentrum“. Beide Ebenen – Verhaltens- UND Verhältnisebene – miteinzubeziehen, ist im Sinne der Nachhaltigkeit auch viel effektiver. Vor allem auch deshalb, weil Jugendliche auf indirektem Weg viel lernen.

Der Verhältnisebene ist eigentlich Vorrang zu geben und es könnte eine Spezialausbildung pro Organisation entstehen. Wesentlich ist aber, dass wirklich das gesamte Team daran teilnimmt – nur so kann eine strukturierte Auseinandersetzung zu den ausgewählten Fragestellungen erfolgen. Im Fokus liegt die Organisation und untersucht werden spezifische Themen auf unterschiedlichen Ebenen. Dies könnte in drei Teilschritten erfolgen. Zuerst wird der Frage nachgegangen „wie sieht das Thema XY bei uns aus?“. Der zweite Teil beschäftigt sich mit den gewünschten Veränderungen, also mit der Frage „was wollen wir verändern?“ und im dritten Teil folgt die Evaluierung. So hat die Organisation dann ihren eigenen Leitfaden entwickelt, ganz im Sinne von Partizipation und Selbstwirksamkeit. Eine Anleitung dazu kann von bestimmten Experten erfolgen.

6.2.3) Analyse der Erhebung 1

Aktueller Ausbildungsstand von Mitarbeitenden in der offenen Jugendarbeit

Die Ausbildung von den einzelnen Mitarbeitenden variiert sehr stark. Es kristallisieren sich hierbei jedoch zwei Trends heraus. Einerseits gibt es Mitarbeitende mit einer pädagogischen Ausbildung und andererseits gibt es die Gruppe der Mitarbeitenden als Quereinsteiger. Es gibt keine Verpflichtung in der offenen Jugendarbeit eine Ausbildung im psychosozialen Bereich zu haben.

Notwendige Eckpfeiler für eine spezifische sucht- und gewaltpräventive Ausbildung für Mitarbeitende in der offenen Jugendarbeit

Gender

Stärkung des Selbstbewusstseins

Selbstwirksamkeit

Ressourcenorientierung

Selbsterfahrung

Bewusstmachung der Vorbildfunktion – Lernen am Modell

Genussfähigkeit, Genussstraining

6.3) Landesstelle Suchtprävention Kärnten

Die Landesstelle Suchtprävention Kärnten wurde im Jahr 2002 gegründet und gehört zum Amt der Kärntner Landesregierung. Sie ist der Abteilung 5 – Kompetenzzentrum Gesundheit – untergeordnet. Im Mittelpunkt der Tätigkeit steht die Prävention vor Sucht und Abhängigkeit. „Dazu gehört auch, suchtvorbeugende Maßnahmen im Lebens- und Berufsalltag zu verankern, Sensibilität für das Thema zu schaffen und Informationen anzubieten, wo immer diese notwendig sind.“

Die Arbeit der Landesstelle Suchtprävention Kärnten stützt sich auf folgende vier Säulen.

- Informieren: Informationsmanagement und Öffentlichkeitsarbeit
- Umsetzen: Projektmanagement
- Handeln: Krisenintervention und selektive Suchtprävention
- Vordenken: Konzeptarbeit und Qualitätssicherung

(vgl. <http://www.suchtvorbeugung.ktn.gv.at/Default.aspx?Slid=91&LAid=1>, am 21.08.2014)

6.3.1) Interviewdaten und Transkript der Erhebung 2

Datum: 06. August 2014

Uhrzeit: 09:00 – 10:00

Ort: Landesstelle Suchtprävention Kärnten
8.Mai-Straße 28, 9021 Klagenfurt

Funktion der Befragten: Mitarbeiterin der Landesstelle Suchtprävention Kärnten
Schwerpunkt Jugend

„Umso mehr schätzen wir es, dass wir mittlerweile mit zwei Lehrgängen, also mit jeweils 24 Personen bereits niedrigschwellig Schulungen durchgeführt haben. Und ich betone da wirklich niedrigschwellig. Somit kommen wir unserem Ziel näher. Wir wollen 100 Personen haben, das ist also unser erklärtes Ziel und mit dem vierten Lehrgang werden wir das auch schaffen. Wir haben uns für diesen Lehrgang auch überlegt, wie viele Module werden wir anbieten und wo setzen wir Schwerpunkte? Ich zeige ihnen jetzt einfach mal so eine Ausschreibung, damit sie sich selbst ein Bild machen können. Dieser Lehrgang den sie hier vor sich sehen, ist für fünf Module konzipiert. Wir haben den ersten Lehrgang auf sechs Module ausgelegt. Den zweiten auf fünf, dann wieder einer mit fünf und der nächste wird wieder auf sechs gehen. Wir hatten im ersten Lehrgang, hauptsächlich Mitarbeiter von Streetworkeinrichtungen und Personen aus Jugendzentren sowie Jugendwohlfahrtseinrichtungen. Da sich der Lehrgang herumgesprochen hat und der neuerliche Bedarf gegeben war,

überlegten wir in der nächsten Gruppe unseren Fokus auf die Zielgruppe der Präventionsbeamte der Polizei zulegen. Das heißt wir haben sehr viele Exekutivbeamte geschult. Dies war aber nicht das erste Mal. Im Zuge einer großen Fortbildung der Präventionsbeamten zu den Themen Diebstahl und sexueller Missbrauch konnten wir ihnen auch den Bereich der Suchtprävention näher bringen. Somit kennen wir alle Exekutivbeamten die im Suchtbereich tätig sind. Wie es so ist, merkt der eine oder andere Präventionsbeamte, dass die Suchtprävention etwas für ihn ist oder auch nicht und somit wurde aus einer Gruppe ein kleines Grüppchen und der Bedarf an einer weiterführenden Schulung war dann trotzdem gegeben. Da für uns die Zusammenarbeit mit der Exekutive immens wichtig ist, entschlossen wir uns diesen Lehrgang zu teilen. Ein Teil der Gruppe sollte aus Exekutivbeamten und der andere aus Mitarbeitern von Jugendzentren, Jugendwohlfahrtseinrichtungen und aus niederschweligen Einrichtungen bestehen. Teamintern entschieden wir uns jedoch, aufgrund der unterschiedlichen Aufgabenbereiche, die Schulung auch inhaltlich auf die Zielgruppen anzupassen. So schulen wir die Exekutivbeamten bis zur Basis, also bis zur Mitte des Lehrgangs und weiterführend nur mehr Jugendbetreuer. Von den Jugendbetreuern erwarten wir uns auch Movin', sprich motivierende Gesprächsführung sowie Interventionssetzungen und noch vieles mehr. Bis dato sind wir dabei noch nie enttäuscht worden. Im Gegensatz dazu schulen wir Exekutivbeamte nicht in Movin' weil wir in diesem Bereich eine ganz klare Grenze gezogen haben. Man könnte jetzt sagen: „Warum hat man sie nicht geschult?“ Hier haben wir gesagt, das ist der selektive Bereich und hier ist die Beratungseinrichtung für uns zuständig und bekommt Movin'. Methodisch schon, methodisch-didaktisch haben wir sie geschult, weil wir ja gemeinsam mit ihnen in die Schulklassen gehen. Und hier brauchen wir Exekutivbeamte die methodisch-didaktische Schulungen genossen haben. Ich weiß ganz genau wie die Villacher, oder die Kollegen aus St. Veit arbeiten. Ich kann mit ihnen alles per Email ausmachen, weil sie die Übungen kennen und wissen was wir machen. Da funktioniert dir Zusammenarbeit ganz toll, aber bei Movin' haben wir gesagt: „Nein.“ Da war die Entscheidung so und so entscheiden wir uns auch heute wenn es darum geht, wer Movin' Trainer werden will. Wir brauchen Personen aus Beratungseinrichtungen und Schulen. Leute die unmittelbar mit den Jugendlichen immer in Kontakt sind und genau da setzen wir unsere Interventionen ein. Genauso schulen wir auch und haben auch das Angebot so gestellt. Der dritte Lehrgang war wiederum so konzipiert, dass wir den Fokus auf Personen aus der Jugendwohlfahrt,

also aus der freien Jugendwohlfahrt, und Jugendzentren angelegt haben. Diesmal waren keine Exekutivbeamten dabei.

Wir haben auch manchmal die Referenten vom ersten Lehrgang bis zum letzten Lehrgang gewechselt. Das heißt, wir haben Schwerpunkte gesetzt und haben uns das so überlegt, dass wir gesagt haben, ok was brauchen diese Jugendbetreuer noch? Was braucht Streetwork? Was braucht jemand in einem Jugendzentrum? Was braucht jemand in einer freien Jugendwohlfahrtseinrichtung - was brauchen die? Somit haben wir nicht in jedem Lehrgang dasselbe gelehrt und konnten bedürfnisorientiert arbeiten. Und die Zielgruppen haben uns dafür auch ein gutes Feedback gegeben, weil wir uns an ihre Bedürfnisse, dabei waren die Vorgespräche ganz wesentlich, ein wenig angepasst haben. Wir hatten auch die Chance, immer wieder mit den Teilnehmern während dem Lehrgang zu reden und Feedback´s einzuholen. Was war gut? Was war nicht so gut? Was hat sich bewährt? Welcher Vortragende war zu weit weg von der täglichen Arbeit? Und da haben wir gewusst, ok der ist super auf seinem Gebiet oder hier brauchen wir etwas anderes. Und haben dann, so quasi, auch manchmal gewechselt.“

6.3.2) Zusammenfassung der Erhebung 2

Die Landesstelle Suchtprävention hat schon dreimal zum Thema „Jugend und Sucht“ einen Lehrgang angeboten. Im Herbst 2015 wird der nächste starten. Das Ziel der Landesstelle Suchtprävention ist es hundert Personen niederschwellig in Bezug auf Jugend und Sucht zu schulen.

Bei den Lehrgängen wird vor allem darauf geachtet, dass diese gut für die Zielgruppe zu geschnitten sind. Das heißt es gibt eine sehr flexible und individuelle Herangehensweise bei der Erstellung und dem Aufbau des Lehrgangs. So wird immer die jeweilige Zielgruppe im Auge behalten und sehr genau darauf geachtet, was diese braucht. Der Lehrgang hat sich immer wieder neu aufgebaut und sich so weiterentwickelt – im Fokus stand immer die jeweilige Zielgruppe, die den Lehrgang absolviert. Im Vorfeld finden dazu ausgiebige Gespräche mit der Zielgruppe statt und es gibt immer wieder Feedback während und am Ende des Lehrgangs. So können

individuelle Wünsche besser berücksichtigt werden und auch besser auf Rahmenbedingungen eingegangen werden. So kann beispielsweise auf die Fortbildungszeit Rücksicht genommen werden. Viele der Mitarbeitenden in der offenen Jugendarbeit machen diese Lehrgänge in ihrer Freizeit. Meist gibt es eine Regelung in der eine Hälfte in der Dienstzeit absolviert werden kann und die andere Hälfte muss in der Freizeit gemacht werden. Der Kostenfaktor muss natürlich auch einbezogen werden – so hat sich das Gesundheitsreferat des Landes Kärnten bereit erklärt, den Lehrgang kostenlos für diese Zielgruppe anzubieten. Das Land Kärnten trägt einerseits die Kosten der Referenten und andererseits auch sämtliche Kosten die in diesem Zusammenhang anfallen. Nur für Verpflegung und Unterkunft müssen die Teilnehmenden, sofern sie dies haben wollen, selbst aufkommen.

Problematisch im Bereich der offenen Jugendarbeit sind der viele Wechsel des Personals und die damit verbundene hohe Fluktuation der Mitarbeitenden. Es konnte in den Lehrgängen ein Trend beobachtet werden. Der Großteil der Teilnehmenden bringt eine psychosoziale Grundausbildung mit.

Es wird bei jedem Lehrgang genau überlegt, wie viele Module angeboten werden und welche Schwerpunkte gesetzt werden. So wird auch darauf geachtet, dass der inhaltliche Input der Referierenden immer passend für die Zielgruppe ist. So kann es auch passieren, dass Vortragende ausgewechselt werden. Auch wird vor jedem Vortrag den Referierenden mitgeteilt, welche Zielgruppe teilnimmt, um so ein besseres Eingehen auf die Zielgruppe zu erreichen.

Inhaltlich ist es wichtig ein gutes Gleichgewicht zwischen Theorie und Praxis herzustellen. Die Erfahrung hat gezeigt, dass bei zu viel theoretischem Input die Zielgruppe verloren wird. Es ist sehr wichtig einen guten Bezug zur Praxis herzustellen und viel Inhaltliches zu vermitteln, dass praktisch auch sofort umgesetzt werden kann. Die Module des Lehrgangs für die offene Jugendarbeit sollen folgende Themenblöcke umfassen bzw. es sollen folgende Themen vermittelt werden:

Methodisch-didaktisches Wissen

Movin' – motivierende Gesprächsführung

Basiswissen – Aspekte der Suchtentwicklung

Genderaspekte

Lebenskompetenzansatz

Neue kreative Konzepte, wie beispielsweise Theaterpädagogik

Multiplikatorenansatz

Verhaltens- und Verhältnisprävention

Der Lehrgang erfüllt, neben dem Multiplikatorenansatz, auch noch ein weiteres wesentliches Ziel. Es wird damit auch der Kärntner Suchtstrategie genüge getan. Die Kärntner Suchtstrategie beinhaltet verschiedene Schwerpunkte, die es in einem bestimmten Zeitintervall, umzusetzen gilt. Es geht um die Erarbeitung von punktuellen Umsetzungen. Einer dieser Schwerpunkte beschäftigt sich mit der Frage, wie niederschwellige Arbeit im Suchtbereich verbessert werden kann.

Direkten Leitfaden, in Form eines Handbuches, mit Übungen und Methoden für verschiedene Altersgruppen gibt es für die offene Jugendarbeit nicht. Die Vorgehensweise dazu kann einerseits in den spezifischen Lehrgängen erworben werden und andererseits wird ein über/durch den Lehrgang ein gutes Netzwerk aufgebaut, in der ein unkomplizierter Austausch mittels neue Medien bezüglich Übungen und Methoden stattfindet. Durch dieses Netzwerk kann auch auf Unterlagen zu spezifischen Themen zu gegriffen werden. Weiters wird in den Lehrgängen auch auf Internetseiten hingewiesen, auf denen ebenfalls brauchbare Methoden bezogen werden können. Es entsteht ein offener Kataster, auf dem die Teilnehmenden der Lehrgänge zu diversen Schwerpunktthemen zurückgreifen können. Zusammengefasst kann gesagt werden, dass ein Handwerkzeug mitgegeben wird, dass individuell gestaltbar ist. Der Vorteil hierbei ist, dass aus dem Kataster immer diese Übung gewählt werden kann, die einem selbst am besten liegen. Wichtig ist, ein großes Repertoire zu haben aus dem dann frei gewählt werden kann.

Eine Umsetzung von Lebenskompetenzprogrammen gestaltet sich im Jugendzentrum schwierig, aufgrund von Rahmenbedingungen, Zugang zu den unterschiedlichen Altersgruppen, Erreichbarkeit der Zielgruppe

Außerdem besteht die Gefahr der Doppelgleisigkeit, sollten im Setting Schule und im Setting offene Jugendarbeit dieselben Programme verwendet werden. Um dem gut vorzubeugen ist eine gute Zusammenarbeit der beiden Einrichtungen notwendig. Weiters ist auch der Aspekt zu betrachten, dass es in Schule und Freizeit andere Herangehensweise an die Zielgruppe geben muss.

Dennoch kann hervorgehoben werden, dass es sicher immer gut ist pädagogische Übungen und Lebenskompetenzübungen in die offene Jugendarbeit einzubringen und sie auch einzusetzen, wenn sich die Zeit dazu ergibt. Beziehungsweise können auch spezifische Workshops für Jugendliche zu bestimmten Altersgruppen angeboten werden.

6.3.3) Analyse der Erhebung 2

Aktueller Ausbildungsstand von Mitarbeitenden in der offenen Jugendarbeit

Es besteht keine Verpflichtung in der offenen Jugendarbeit eine Ausbildung im psychosozialen Bereich zu haben. Dennoch konnte in den Lehrgängen ein Trend beobachtet werden. Viele der Teilnehmenden verfügen über fundiertes, psychosoziales Basiswissen, dass entweder über ein Studium oder eine facheinschlägige Ausbildung erworben wurde.

Notwendige Eckpfeiler für eine spezifische sucht- und gewaltpräventive Ausbildung für Mitarbeitende in der offenen Jugendarbeit

Methodisch-didaktisches Wissen

Movin' – motivierende Gesprächsführung

Basiswissen – Aspekte der Suchtentwicklung

Genderaspekte

Lebenskompetenzansatz

Neue kreative Konzepte, wie beispielsweise Theaterpädagogik

Multiplikatorenansatz

Verhaltens- und Verhältnisprävention

6.4) KiJA Kärnten – Kinder- und Jugendanwaltschaft Kärnten

Die KiJA ist eine Servicestelle des Landes Kärnten und wurde im Jahr 1993 eingerichtet. Die Angebote reichen von Information, Beratung, Mediation über Workshops und Begleitung bei Behördenterminen bis hin zu Projekten, Schulbesuche und Veranstaltungen. Die KiJA setzt sich für die Verbesserung der Lebensbedingungen von Kindern und Jugendlichen in Familie und Gesellschaft ein. Die Grundlage der Arbeit ist die UN-Konvention über die Rechte des Kindes und das Kärntner Jugendwohlfahrtsgesetz. Die Inanspruchnahme der KiJA ist vertraulich und kostenlos und kann auch anonym erfolgen, außerdem sind die Mitarbeitenden zur Verschwiegenheit verpflichtet. Zu den Aufgaben der KiJA zählen:

- die Information der Öffentlichkeit über Kinderrechte, die Aufgaben der KiJA und sonstige Angelegenheiten die für Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene von besonderer Bedeutung sind,
- Unterstützung von Kindern und Jugendlichen in Verfahren bei Gerichten, Behörden oder sonstigen Einrichtungen,
- Anregungen von Maßnahmen zur Verbesserung von Lebensbedingungen von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen und Hinweis auf diesbezügliche Missstände,
- Einbringung der Interessen der Zielgruppe in Rechtssetzungsprozesse sowie bei der Planung und Forschung,
- Zusammenarbeit mit und die Unterstützung von nationalen und internationalen Netzwerken und
- Förderung der Prävention gegen alle Formen von Gewalt gegen Kinder und Jugendliche, insbesondere die präventive Hilfestellung und Beratung in Konfliktfällen.

(vgl. http://www.kija.ktn.gv.at/244740_DE-KIJA_-_2012-Angebote., am 21.08.2014)

6.4.1) Interviewdaten und Transkript der Erhebung 3

Datum: 29.08.2014
Uhrzeit: 10:00 – 11:00
Ort: Kinder- und Jugendanwaltschaft Kärnten
Adlergasse 18, 9020 Klagenfurt
Funktion der Befragten: Mitarbeiterin der KiJA Kärnten
Präventionsstelle gegen Gewalt und Mobbing

„Und da glaub ich, kann man vor allem in der freien Jugendarbeit sehr gut ansetzen, weil die sehr erlebnisorientiert ist und man hat durchaus auch die eine oder andere Möglichkeit, den Jugendlichen Aufgaben zu schaffen, bei denen sie erleben „ich kann etwas positives bewirken – ich bin wichtig in der Welt“. Sie bietet auch die Möglichkeit etwas verwirklichen zu können, ein Ziel erreichen zu können. Die Jugendarbeit kann dieses Erleben ermöglichen, wenn ich durchhalte, dann hab ich Erfolg. Also zu erlernen, dass Erfolg erfolgen muss - so wie das Wort schon sagt – und dass er nicht von selber passiert. Ich glaube, dass es auch ganz schlimm ist, Jugendlichen oder Kindern alle Probleme aus dem Weg zu räumen. Dieses Lernen mit Problemen umzugehen, ihnen auch verschiedene Sachen vorzuleben ist ein ganz wesentlicher Faktor dafür, dass sie sich selbst als Menschen erleben, die Hürden überwinden können. Die Hürden, die das Leben für jeden von uns bereithält, bewältigen zu können und durchaus auch meistern zu können. Wenn sie das nicht schon sehr früh erleben, dann haben sie vor der kleinsten Hürde schon eine riesen Angst und fühlen sich ohnmächtig. Wenn sie aber doch erleben, man kann alles Mögliche schaffen, dann tun sie sich auch später, wenn sie mit größeren Problemen, wie beispielsweise Arbeitslosigkeit oder familiären Problemen zu kämpfen haben, leichter das zu überwinden. Oder sich auch jemanden anzuvertrauen, wenn sie erleben, Erwachsene übernehmen Verantwortung.

Also das ist ein weiterer Faktor, wo ich sage, dass ist sehr wesentlich, dass Erwachsene sich dann bewusst sind, sie haben Verantwortung für junge Menschen. Dieses Hinschauen und nicht wegschauen - wir haben so eine Gesellschaft, am bestem niemand redet mich an und ich schaue nicht hin und ich will das gar nicht

wissen. Jugendliche können auf der Straße tun, was sie wollen, es wird kaum jemand hingehen und sagen "Hey, seid's ihr verrückt" oder so. Also ihnen da irgendwie Grenzen durchaus auch aufzuzeigen, ist ein ganz wesentlicher Faktor und beispielsweise in Schulen erlebe ich das sehr stark, wenn Pädagogen zunächst gemeinsam einmal eine gewisse Haltung sich erarbeiten und dann gemeinsam sagen, wir haben gewisse Grundprinzipien und wir schauen „wie kommunizieren wir miteinander?“. Das sind schon ganz so grundlegende, einfache Schritte die aber durchaus recht gewaltpräventiv wirken können. Wenn der Umgang bei Jugendlichen eingefordert wird, dass der passt, tun sie sich viel schwerer Gewalt oder Mobbing in Angriff zu nehmen, so quasi. Das heißt jetzt nicht, dass es das dann generell verhindert. Es kann natürlich damit nicht garantiert werden, dass mit dem, dem oder dem Mobbing nie passieren kann. Aber es wird den potenziellen Tätern viel schwerer gemacht. Alleine schon wenn ich auf diese Sachen hinschaue. Wenn ich in einer Stunde darauf reagiere, wenn ein Kind schlecht gemacht wird, verspottet wird und so weiter, das sind zwar oft nervige und häufig sich wiederholende Kleinigkeiten, aber wenn ich auf diese gleich reagiere, verhindere ich größere Schwierigkeiten. Und das ist leider den Erwachsenen oft einmal zu mühsam, aber dann kommt es halt später heftiger.

Zusammengefasst ist es wichtig hinzuschauen und dass man sich damit beschäftigt und sich damit auseinander setzt was gerade eben vorgeht. Einfach Verantwortung zu übernehmen, zu sagen "ihr seid mir wichtig" und wenn ich das den Jugendlichen erkläre, dann nehmen sie das auch ernst. Dann nehmen sie auch meine Regeln ernst, dann nehmen sie meine Sanktionen, im schlimmsten Fall, ernst. Sie verstehen auch woher das kommt und weil sie erkennen, dass es aus Sorge und nicht aus Rache oder Böswilligkeit passiert.

Weiters finde ich sehr wichtig, weil mir das auch immer wieder in den Einzelfällen unterkommt, manchmal werden Probleme auf irgendeine Begründung geschoben "der kann ja nicht anders, der ist so, der hat dieses oder jenes Elternhaus, der ist so und der kann gar nicht anders", das finde ich ganz schlimm. Damit wird das Potenzial des Individuums einfach komplett untergraben und alles abgesprochen. Es ist so wichtig, dass Jugendliche erkennen, „ich kann eigentlich jeden Tag aufs neue entscheiden, welcher Mensch ich sein will, was ich in meinem Leben machen will und ich fange jede Tag neu an.“ Und diese Freiheit, diese freie Entscheidung, wie ich mein Leben lebe, habe ich mein Leben lang. Das habe ich bis ins hohe Alter, ich

kann entscheiden, wie ich mich später einmal Krankheiten gegenüber, oder was auch immer, einstelle. Also eine gewisse Restfreiheit hab ich bis zum Tod und das ist ganz wichtig, dass das Jugendlichen auch zugesprochen wird und nicht gesagt wird, "der hat keine Ahnung - der ist aggressiv und wird immer aggressiv sein und deswegen kann er nicht anders und deswegen wird aus dem nichts werden" das wär das allerschlimmste was man dann einem Jugendlichen sagen kann, weil die glauben das ja. Das sind Erwachsene die ihnen das sagen und die Jugendlichen glauben das ja. Zum Beispiel hab ich vor kurzem einen Jugendlichen da gehabt, wir sind zwei Stunden da gesessen, und der Betreuer hat ursprünglich das Ziel gehabt, ihn für quasi unzurechnungsfähig zu erklären und der Bub ist wirklich da gesessen und hat das auch geglaubt, zunächst zumindest. Er hat dann schon so zwischendurch so aufbegehrt und hat gesagt "ich hab's deswegen getan" also er hat schon Begründungen gehabt, aber er hat gesagt "ich hab es gemacht" und da das zu Stärken und zu sagen "ja, aber du kannst das ändern und sonst kann es keiner ändern" also auch dieses Wissen ich kann es ändern, ich habe die Macht, ich habe die Fähigkeit, ich brauche vielleicht die eine oder andere Hilfe, aber ein anderer wird es für mich nicht ändern. Das ist für Jugendliche sehr wichtig zu erfahren. (...) Ich kann ein Kind nicht ändern, ich muss es dazu befähigen, dass es selber was auch sich macht. Das ist ganz wichtig und das ist, glaube ich, ein wichtiger Punkt, der auch Pädagogen oder in der Jugendarbeit arbeitenden Menschen wichtig sein muss. Man wird ja selber komplett ausgelaugt - wenn man immer Positives nachschickt und ich weiß nicht, was alles versucht am Kind zu ändern. Das geht aber nicht, ich kann nie einen anderen Menschen ändern. Ich kann ihn nur immer wieder dazu bewegen, selbst etwas zu ändern. Und das zu erkennen, wo meine eigenen Grenzen sind, auch als Pädagoge oder wie auch immer man sie nennen will, ist ganz wichtig. Auch für die Psychohygiene in dem Bereich tätige Personen. (...)

Ich kann dich unterstützen, aber ich kann es dir nicht richten. Sehr häufig wird gerne vorgegeben, „ja wir machen das schon - wir regeln das schon“ und so.“

6.4.2) Zusammenfassung der Erhebung 3

Ein wesentlicher Faktor in der Arbeit mit Jugendlichen ist die wertschätzende Grundhaltung der Pädagogen und Pädagoginnen. Den Jugendlichen soll vermittelt werden, „du bist es mir wert!“ – das ist eine Grundvoraussetzung um auch einen Zugang zu den Jugendlichen zu bekommen. Weiters ist damit auch der respektvolle Umgang untereinander verbunden, es können auch bestimmte Dinge eingefordert werden und von den Inhalten her ist es ganz wichtig den Jugendlichen Perspektiven zu eröffnen. Jeder Mensch will für etwas oder für jemanden gut sein. Wirklich präventiv ansetzen kann die Offene Jugendarbeit vor allem darin, Jugendlichen Sinnperspektiven zu eröffnen und dass sie sich als für die Welt wertvoll erleben. Um dies gut bewerkstelligen zu können sind hierbei die Inhalte der Logopädagogik hilfreich. Beispiele hierfür sind Sinn und Perspektiven aufzuzeigen und zu erarbeiten, Aufgaben und Erlebnisse gemeinsam zu bewältigen und zu erleben – gerade das Feld der Offenen Jugendarbeit bietet hierfür ausreichend Möglichkeiten, da sie sehr erlebnisorientiert ist und Jugendlichen auch Erlebnisse bieten kann, an dem sie wachsen können. Erfolg muss erfolgen und passiert nicht nebenbei – es kann individuell erlebt werden, wenn ich durchhalte führt das zu Erfolg. Es ist nicht förderlich für Jugendliche, wenn alle Probleme aus dem Weg geräumt werden. Es ist wichtig, dass sie sich selbst als Mensch erleben, der auch Hürden überwinden kann.

Weiters wichtig für die präventive Arbeit ist, dass Erwachsene sich bewusst sind, dass sie Verantwortung tragen für junge Menschen – hinschauen und nicht wegschauen. Gemeinsam sich eine gewisse Haltung zu erarbeiten und zu seinen Grundprinzipien zu stehen und diese auch zu leben und Augenmerk auf die Kommunikation untereinander zu legen sind sicher einfache, grundlegende Schritte, die auch gewaltpräventiv wirken. Das heißt auf die Sachen hinzuschauen und bei Abweichungen Auseinandersetzungen damit einzufordern. Gewalt kann so nicht generell verhindert werden, aber es wird wesentlich schwieriger gemacht einen nahrhaften Boden dafür zu finden.

Zusammengefasst ist es wichtig hinzuschauen und sich mit den Themen der Jugendlichen zu beschäftigen und sich damit auseinanderzusetzen, was in ihnen vorgeht. Es soll Verantwortung übernommen und Wertschätzung entgegengebracht werden. Jugendlichen gelingt es leichter das Gegenüber ernst zu nehmen, wenn sie

wissen, worauf sie sich einlassen. Dann werden auch Regeln und gegebenenfalls Sanktionen ernst genommen.

Es ist so wichtig Jugendlichen zu vermitteln und sie erkennen zu lassen, dass jeden Tag auf das Neue entschieden werden kann, welcher Mensch man sein will und was ich in meinem Leben machen will. Es geht vor allem um Empowerment und Selbstbestimmung. Jeder soll vermittelt bekommen, alles selbst ändern zu können. Niemand kann ein Kind oder einen Jugendlichen ändern, sie können lediglich dazu befähigt werden, etwas selbst aus sich zu machen. Das ist ein wesentlicher Punkt für die Arbeit mit Jugendlichen, egal in welchem Setting.

Hervorzuheben am Setting der Offenen Jugendarbeit ist, dass es viele Möglichkeiten gibt methodisch zu intervenieren. Ein wichtiger Faktor hierfür ist die Kreativität der einzelnen Mitarbeitenden.

Wie zuvor schon erwähnt, sind die Inhalte der Logopädagogik sehr wertvoll und stellen eine gute Basis für Mitarbeitende der Offenen Jugendarbeit dar. Einerseits führt dies zu einer Grundhaltung, die für die Arbeit mit Jugendlichen sehr wichtig ist und andererseits führt dies auch zu einer gesunden Haltung sich selbst gegenüber.

Weiters ist auch wichtig, Mitarbeitenden der Offenen Jugendarbeit immer die Möglichkeit zu Reflexion oder Intervention zu geben. Grundsätzlich soll in einer Ausbildung die Gelegenheit geboten werden, dies einmal zu erleben und auch den Zugang dazu findet, danach müsste es dieses Angebot auch für im Beruf stehende Menschen geben. Auf jeden Fall müssten die Möglichkeiten dafür vorhanden sein, eine Verpflichtung dazu wäre nicht sinnvoll.

Die Finanzierung sieht hierbei nicht problematisch aus – gewisse Bereiche müssen es einem Wert sein. Es gibt viele Bereiche, beispielsweise die Unterstützung von sozial Schwachen, die auf den ersten Blick nicht rentabel erscheinen, aber dennoch langfristig wirken und sich bezahlbar machen.

Die Wichtigkeit vom Lernen am Vorbild soll Mitarbeitenden der Offenen Jugendarbeit auch näher gebracht werden, Vorbilder sind in der Arbeit mit Jugendlichen immer ein Thema. Einerseits lernen Jugendliche davon was ihnen direkt von ihrem Umfeld vorgelebt wird. Deswegen ist der teaminterne Umgang auch so wichtig. Andererseits kann gut mit ihnen zum Thema Vorbilder reflektiert werden.

Wie Räumlichkeiten und Setting gegeben sind spielt eher eine sekundäre Rolle, in vorderster Reihe steht auf jeden Fall der Umgang miteinander in der gewaltpräventiven Arbeit.

Weiters sind auch die Aspekte der aktuellen Hirnforschung, im speziellen von Joachim Bauer, zu berücksichtigen.

In Bezug auf Methoden und Interventionssetzungen ist zu nennen, dass Übungen zu Lebenskompetenzen durchaus herangezogen werden sollen und es soll darauf eingegangen werden, was aktuell benötigt wird. Neben der Kreativität sollten Mitarbeitende der Offenen Jugendarbeit Authentizität mitbringen. Der Individualität sind keine Grenzen gesetzt, auf dem Fundament des Menschenbildes und der Grundhaltung können selbst Methoden gefunden werden, die zu einem passen und die mit Jugendlichen dann umgesetzt werden können. Wenn noch Liebe und Begeisterung in der Arbeit dabei sind, ist ein guter Kurs für die gewaltpräventive Arbeit im Setting der Offenen Jugendarbeit gegeben.

6.4.3) Analyse der Erhebung 3

Aktueller Ausbildungsstand von Mitarbeitenden in der offenen Jugendarbeit

Hierzu konnten keine Daten analysiert werden.

Notwendige Eckpfeiler für eine spezifische sucht- und gewaltpräventive Ausbildung für Mitarbeitende in der offenen Jugendarbeit

Theoretische Grundlagen auf Basis der aktuellen Hirnforschung, im speziellen von Joachim Bauer

Inhalte und Grundlagen der Logopädagogik

Möglichkeit und Kennenlernen von Supervision, Intervision und Teambuilding

Die Erarbeitung einer Grundhaltung ist sowohl für den Einzelnen, als auch für das gesamte Team maßgeblich. Diese dann auch zu leben und auch so den

Jugendlichen zu vermitteln, stellt die Herausforderung für Mitarbeitende der Offenen Jugendarbeit dar.

Methodisch können Übungen zu Lebenskompetenzen vermittelt werden. Es ist dabei zu beachten, dass den Jugendlichen keine Themen übergestülpt werden, sondern nur das vermittelt wird, was aktuell benötigt wird. Das Angebot soll kreativ, authentisch und individuell abgestimmt sein. Es sollen Methoden gewählt werden, die zu einem passen.

7) Ergebnisse und Schlussfolgerungen

In diesem Kapitel wird zunächst die aufgestellte Hypothese literaturgestützt überprüft. Weiters werden die Ergebnisse der durchgeführten Interviews dargestellt und die aufgestellte Forschungsfrage „Welche Kompetenzen haben oder brauchen Multiplikatoren in der offenen Jugendarbeit für die universelle sucht- und gewaltpräventive Arbeit?“ näher betrachtet.

In der vorliegenden Arbeit wurde zunächst folgende Hypothese aufgestellt:

Es gibt Gemeinsamkeiten in der Sucht- und Gewaltprävention.

Die Überprüfung dieser Hypothese erfolgt literaturgestützt. Wie zuvor beschrieben wird hier einerseits Kapitel 4) und andererseits der Artikel von Gschwandtner et. al. (2011) herangezogen.

In Kapitel 4) wurden explizit die Gemeinsamkeiten von Sucht- und Gewaltprävention herausgearbeitet. Als Basis dienten hierzu die vorhergehenden Kapitel der vorliegenden Arbeit. So wurde ersichtlich, dass beide Präventionsformen bestrebt sind, Risikofaktoren zu reduzieren und Schutzfaktoren zu stärken. Bei beiden Formen gibt es zahllose solcher Einflussfaktoren und bei beiden liegen einige dieser Faktoren in der frühen Kindheit. Zudem sind einige dieser Faktoren identisch. Für beide Bereiche ist die Frage „was kann im Vorfeld getan werden“ von Bedeutung. So

erachten auch beide Bereiche Verhaltens- wie auch Verhältnisprävention von immenser Wichtigkeit. Eine Gemeinsamkeit der beiden Disziplinen ist sicherlich, dass Maßnahmen herangezogen werden, die primär präventiv wirken.

Im Artikel von Gschwandtner et. al. (2011) wurden zentrale Strategien und Ansätze in der Sucht- und Gewaltprävention näher betrachtet. Zwei Aspekte wurden dabei berücksichtigt. Einerseits wurde darauf geachtet, dass Ansätze genannt wurden, die auch eine wissenschaftliche Basis aufweisen und andererseits sollten diese sich auch „in der Praxis bewährt haben“. (Gschwandtner et. al., 2011:323ff).

Folgende vier Ansätze sind laut Gschwandtner et. al für die Sucht- und Gewaltprävention relevant:

- „Das Schutz- und Risikofaktorenmodell
- Förderung der Lebenskompetenz
- Settingorientierte und systemübergreifende Ansätze
- Einsatz von qualifizierten und kompetenten MultiplikatorInnen als Schlüsselstrategie“ (ebd. 2011, S. 323ff)

So können zusammenfassend folgende Gemeinsamkeiten von Sucht- und Gewaltprävention festgehalten werden. Beide Bereiche sehen die Wichtigkeit der universellen Prävention und vertreten auch die Sicht, je früher mit Prävention begonnen wird, desto besser. Beide Präventionsformen sehen eine Wirkung nicht nur in der Verhaltensprävention, sondern auch in der Verhältnisprävention und wie zuvor ausführlich beschrieben, ist die wesentliche Maßnahme der universellen Prävention für beide Bereiche, die Förderung von Lebenskompetenzen.

Daraus wird ersichtlich, dass es Gemeinsamkeiten in der universellen sucht- und gewaltpräventiven Arbeit gibt und die genannte Hypothese kann somit bestätigt werden.

Betrachtet man in diesem Zusammenhang das Setting der offenen Jugendarbeit, wirft das mit unter die Forschungsfrage auf „Welche Kompetenzen haben oder

brauchen Multiplikatoren in der offenen Jugendarbeit für die universelle sucht- und gewaltpräventive Arbeit?“

Dazu wurden mit Personen verschiedener Institutionen Experteninterviews geführt. Um dies auch gut abbilden zu können wurden die Personen nach den drei Bereichen offene Jugendarbeit, Suchtprävention und Gewaltprävention ausgewählt. Die durchgeführten Interviews befassen sich mit der oben genannten Forschungsfrage.

Durch die geführten Interviews kann auf die Forschungsfrage eingegangen werden. Aus den gewonnen Inhalten der Interviews wird ersichtlich, dass MultiplikatorInnen in der Offenen Jugendarbeit Kompetenzen für die universelle sucht- und gewaltpräventive Arbeit haben oder brauchen.

Vor allem folgende Kenntnisse und Fähigkeiten sollen Mitarbeitende in der Offenen Jugendarbeit für die sucht- und gewaltpräventive Arbeit aufbringen:

- Basiswissen über Aspekte der Suchtentwicklung und aktuelle Ansätze der Hirnforschung
- Genderaspekte
- Lebenskompetenzansatz
- Selbsterfahrung, Möglichkeit und Kennenlernen von Supervision, Intervention und Teambuilding
- Methodisch-didaktisches Wissen
- Bewusstmachung der Vorbildfunktion – Lernen am Modell
- Genussfähigkeit, Genussstraining
- Movin' – motivierende Gesprächsführung
- Neue kreative Konzepte, wie beispielsweise Theaterpädagogik
- Multiplikatorenansatz
- Verhaltens- und Verhältnisprävention
- Inhalte und Grundlagen der Logopädagogik

Weiters wurde aus den geführten Interviews ersichtlich, dass das Setting Offene Jugendarbeit ein gutes Feld für die sucht- und gewaltpräventive Arbeit bietet. Das Feld der Offenen Jugendarbeit ist sehr erlebnisorientiert und kann den Jugendlichen auch Erlebnisse bieten, an denen sie wachsen. In der Offenen

Jugendarbeit finden sich ideale Möglichkeiten für die Sucht- und Gewaltprävention, dennoch sind diese stark von den Mitarbeitenden abhängig. Vor allem die Kompetenzen Kreativität, Authentizität und Selbstreflexion sind wesentlich für Mitarbeitende der Offenen Jugendarbeit – einerseits um sucht- und gewaltpräventive Arbeit zu leisten und andererseits auch für ihre alltägliche Arbeit mit Jugendlichen. Der Individualität sind keine Grenzen gesetzt, schließlich geht es darum, Jugendlichen Perspektiven zu eröffnen und Jugendliche sollen sich für die Welt als wertvoll erleben. Außerdem soll den Jugendlichen das Prinzip von Empowerment und Selbstbestimmung vermittelt werden. Hierfür werden noch viele weitere Kompetenzen und Fähigkeiten von Mitarbeitende in der Offenen Jugendarbeit benötigt. Gerade in diesem Zusammenhang wird erkennbar, dass ein hoher Anspruch an Mitarbeitende der Offenen Jugendarbeit gestellt wird, gerade auch deshalb weil die Jugendarbeit ein so sensibles Feld darstellt und sie eine ständige Konfrontation mit neuen Problemlagen von Jugendlichen erfordert.

„Die Offene Jugendarbeit ist sich zwar ihrer spezifischen Haltung, der kontinuierlichen Beziehungsarbeit und ihren gelebten Vorbildern bewusst, richtet das Augenmerk aber oftmals zu wenig auf eine professionelle Reflexion auf Mitarbeiterebene, die für präventiv wirkendes Handeln erforderlich ist.“ (Horvath et. al. 2009:23)

In diesem Zusammenhang ist auch zu erwähnen, dass es gerade im Bereich der Offenen Jugendarbeit eine hohe Fluktuation von Mitarbeitenden gibt. Ein Problem, das sich damit auftut ist, dass bereits vorhandenes Wissen dadurch verloren geht und somit auch die Qualität sinkt. Ein weiteres Problem, das im Zusammenhang mit den durchgeführten Interviews ersichtlich wurde, ist, dass es österreichweit keine einheitlichen Vorgehensweisen bezüglich Ausbildungen von Mitarbeitenden der Offenen Jugendarbeit gibt. Dies kann einerseits sicher als Vorteil in punkto Kreativität der Mitarbeitenden gesehen werden – solange es keine Vereinheitlichung der Ausbildungen gibt, ist ein buntes Feld von Mitarbeitenden gewährleistet.

Problematisch ist hierbei dennoch zu nennen, dass für die sucht- und gewaltpräventive Arbeit ein psychosoziales Basiswissen notwendig ist bzw. dies die Basis darstellt. Weiters benötigen Mitarbeitende der Offenen Jugendarbeit eine wertschätzende Grundhaltung, die den Jugendlichen vermittelt „du bist es mir wert!“ und Mitarbeitende müssen sich bewusst sein, dass sie Verantwortung für die jungen

Menschen tragen. Auch teamintern muss dies verankert werden, es soll gemeinsam eine Haltung und Grundprinzipien erarbeitet werden, die dann auch gelebt werden – vom Einzelnen, wie auch vom gesamten Team. In diesem Zusammenhang ist auch die Wichtigkeit vom Lernen Modell bewusst zu machen. Jeder ist Vorbild und teamintern soll dementsprechend auch der Umgang untereinander sein und der Umgang mit Gesundheit in Bezug auf Substanzkonsum reflektiert werden. Kommen noch Liebe und Begeisterung in der Arbeit mit Jugendlichen hinzu, ist ein guter Kurs für präventives Arbeiten gegeben.

Methodisch sollen Mitarbeitende der Offenen Jugendarbeit auf Übungen zurückgreifen, die sich mit den Lebenskompetenzen befassen. Es kann ein Repertoire zur Verfügung gestellt werden, trotzdem soll Platz für individuelle Vorgehensweisen von Mitarbeitenden gegeben sein.

8) Methodik Empfehlungen für die Offene Jugendarbeit

Den Abschluss dieser Arbeit bildet dieses Kapitel. Die nachfolgenden Methoden stellen eine Empfehlung für die sucht- und gewaltpräventive Arbeit in der offenen Jugendarbeit dar. Sie geben gute Zugänge für die Offene Jugendarbeit ab, denn sie stellen die Beziehung zum Klientel in den Mittelpunkt, bauen auf eine respektvolle Haltung auf und sind gekennzeichnet durch Kooperation, Akzeptanz und Partnerschaftlichkeit. Erworben werden können diese Methoden als Zusatzqualifikation in verschiedenen Aus- und Weiterbildungsangeboten.

8.1) Motivierende Gesprächsführung

Dieser Ansatz wurde zu Beginn der achtziger Jahre in Großbritannien und den Vereinigten Staaten von William R. Miller und Stephen Rollnick entwickelt. Eingesetzt wurde es vor allem als Instrument in der Behandlung von Menschen mit Suchtproblemen. Es wurde speziell für den Umgang mit wenigen veränderungsbereiten

Klientelen entwickelt. Die Motivierende Gesprächsführung kann beschrieben werden, als eine klientenzentrierte, direktive Methode der Kommunikation. Es soll damit einerseits eine Erhöhung der eigenen Motivation erreicht werden und andererseits soll durch die Bearbeitung und Auflösung von Ambivalenz bewirkt werden. Dies soll eine Verhaltensänderung hervorrufen. (vgl. Miller/Rollnick, 2002)

Ein wesentlicher Baustein, oder auch Grundbaustein, dieser Methode ist die Grundhaltung des Anwenders. In der Fachliteratur wird diese als „Spirit“ beschrieben und zeichnet sie sich aus durch Kooperation, Wachrufen von Motivation und Autonomie. (vgl. Miller/Rollnick, 2013)

Weitere Charakteristika für Motivierende Gesprächsführung sind:

- Empathie,
- Entwicklung von Diskrepanzen,
- Umgang mit Widerstand und
- Förderung von Veränderungszuversicht.

Der Ablauf des Gesprächs soll zwei Entwicklungen durchschreiten. Das erste Stadium stellt den Aufbau von Veränderungsbereitschaft in den Vordergrund. Das zweite Stadium widmet sich der Erarbeitung und Vereinbarung persönlich verbindlicher Ziele und Wege zur Veränderung, die in einen konkreten Änderungsplan münden. Es gibt konkrete Interventionen (beispielsweise offene Fragen stellen, bestätigen, aktives zuhören, zusammenfassen, ...) die herangezogen werden können, um dies zu erreichen. (vgl. Körkel/Veltrup, 2003:115)

Die Grundhaltungen in der Motivierenden Gesprächsführung, nämlich den/die KlientIn als Experte in seiner/ihrer Welt wahrzunehmen, Freiwilligkeit sowie respektierende Haltung, Selbstverantwortung, stimmen mit den Prinzipien und Haltungen der Offenen Jugendarbeit überein. Somit ist die Methode sehr gut für dieses Handlungsfeld geeignet.

Das Angebot der Offenen Jugendarbeit ist freiwillig. Der niederschwellige Zugang und die Haltung der Mitarbeitenden in der Offenen Jugendarbeit ermöglichen die Beziehungsarbeit und führen dazu, dass die Mitarbeitenden Ansprechpersonen für die Jugendlichen werden.

8.2) risflecting[®]

Hier soll zunächst die Frage erläutert werden „was meint risflecting[®]“?

risflecting[®] ist ein pädagogisches Handlungs- und Kommunikationsmodell zur Entwicklung von Rausch- und Risikobalance. Dabei sollen diese Leitlinien berücksichtigt bzw. verfolgt werden:

- „Rausch- und Risikoerfahrungen werden auf persönlicher, sozialer und gesellschaftlicher Ebene enttabuisiert.
- Jugendliche und Erwachsene können diese Erfahrungen für ihre weitere Lebensgestaltung nützen,
- Außerdem soll Verantwortung für außeralltägliches Verhalten durch Rauschkultur und Risikokompetenz übernommen werden. Dazu gehört insbesondere die Vor- und Nachbereitung solcher Erfahrungen durch das bewusste Wahrnehmen und Gestalten der inneren Bereitschaft und des äußeren Umfeldes.“ (Koller, 2005:168)

Die Zielgruppe von risflecting[®] ist nicht im selektiven oder indizierten Präventionsbereich zu finden. Es geht vielmehr darum, Menschen eine bewusste Möglichkeit zur Auseinandersetzung anzubieten, die Risikosituationen unbewusst eingehen und Rauscherfahrungen ohne Vor- und Nachbereitung konsumieren.

(vgl. Koller, 2005:168)

Definition von Rausch und Risiko

Rausch: darunter wird eine prozesshafte Veränderung sinnlicher und sozialer Wahrnehmungen hinsichtlich Eindrücke, Emotionen, Grenzen und Konventionen verstanden. Die Erfahrungen, die Menschen darin machen wollen, können nach dem Grad ihrer Intensivität in Form einer Spirale dargestellt werden. Rausch ist somit ein Prozess von zunehmendem Kontrollverlust und Wahrnehmungsverlust von Zeit.

Wesentlich ist, dass Rausch kein alltägliches Szenario ist, gemeint sind damit vielmehr außeralltägliche Erfahrungen.

Risiko: ist ein komplexes Geschehen und meint die Verbindung von Ungewissheit und Bedeutsamkeit, die mit einem Ereignis einhergeht und zur Auseinandersetzung mit den Folgen auffordert. Was Risiko ist, bestimmt nicht der Einzelne selbst, sondern immer auch die Gesellschaft. Risiko und Gefahr sind nicht dasselbe, diese Gleichsetzung ist gegenüber Jugendlichen gefährlich. Risiko bedeutet, sich auf eine Erfahrung mit unsicherem Ausgang einzulassen – Gefahr hingegen ist eindimensional und bedeutet, das Leben aufs Spiel zu setzen; die Existenz gilt als bedroht. Diesen Unterschied erkennen zu lernen ist ein wichtiger Lernschritt!

Es werden sechs unterschiedliche Verhaltensweisen zu Rausch und Risiko unterschieden, d.h. wenn man in einer Sache risikoreich ist, muss ich nicht in jedem Bereich risikoreich sein – es werden unterschiedliche Risikotypen unterschieden, die sich wiederum in unterschiedlichen Situationen verändern können:

1. Abstinenz: absolute Risikovermeidung
2. Minimierung: an den Rand des Risikos gehen, dann Stopp sagen und umdrehen
3. Unbewusstes Risiko: hierzu zählen Menschen, die sich gar nicht bewusst sind, dass sie im Risikobereich sind – oftmals auch Unerfahrenheit
4. Ambivalenz: man fühlt sich in der Komfortzone wohl und fühlt sich doch vom Risiko angezogen.
5. Flow: Herausforderung die das Risiko von mir verlangt, aber auch Abwägung/Selbsteinschätzung von den eigenen Kompetenzen gegeben
6. Kick: Grenzgänger, Umgang mit Gefahr ausloten – an der Grenze kann es jederzeit kippen
7. Missbrauch: Grenze zwischen Risiko und Gefahr ist nicht bewusst, Todessehnsucht – Beratung und Therapie notwendig!

(vgl. Koller, 2012:14ff)

risflecting[®] setzt bei Typen 1 bis 5 an – es geht darum denen zu helfen in Balance zu kommen, die wenig Risiko eingehen und natürlich auch diejenigen, die viel Risiko eingehen durch beispielsweise Reflexion der Risikobereitschaft, Sensibilisierung, Bewusstsein, Reflexion oder auch durch Erwerb von Kompetenzen. Bei Typ 6 und 7 gibt es keine Ansatzpunkte für risflecting[®], da hier Beratung und Therapie notwendig sind. (vgl. Koller, 2012:14ff)

In erster Linie möchte risflecting[®] eine Balance erreichen – eine Balance des Risikoverhaltens. So geht es darum Hilfestellungen anzubieten auf der Suche nach einem passenden Rahmen für sich selbst. Hierbei geht es darum, folgenden Fragen nachzugehen:

Brauche ich in manchen Lebenslagen manchmal etwas mehr Risikobereitschaft?

Gehe ich zu viel Risiko ein?

So geht es bei risflecting[®] sowohl um Förderung von Risikoverhalten, als auch um Einschränkung – jeder soll sein individuelles Limit finden.

Bewahrungspädagogik – Bewährungspädagogik

In der Gesellschaft werden beide Seiten gebraucht: Menschen, die für die objektive Sicherheit verantwortlich sind und Menschen, die nicht verhindern sondern stärken. Bewahrungspädagogik: bewahrt vor Schaden, unterscheidet nicht zwischen Risiko und Gefahr, bewahrt vor Kompetenzerwerb und führt dazu, dass Kinder lebensunfähig werden, fördert Inkompetenz.

Bewährungspädagogik: kommt von „sich im Alltag bewähren, Kompetenzen im Umgang mit Grenzen entwickeln, dies ist nur „beim Machen von Erfahrungen“ möglich. Unter Bewährungspädagogik versteht man, einen Beziehungsrahmen, in dem Menschen lernen können. Es wird eine Beziehung zur aktuellen Kompetenz hergestellt und die vorhandenen Lebenskompetenzen beachtet und gefördert. Es geht darum, Kinder nicht unter- und auch nicht überfordern. Die Unterscheidung von Risiko und Gefahr ist wesentlich.

- 4 Parameter der Bewährungspädagogik:
- 1) Differenzieren
 - 2) In Beziehung sein
 - 3) Integrieren
 - 4) Kompetenzen ermöglichen

1 bis 3 bilden die Grundlage für die Ermöglichung der Kompetenzen. risflecting[®] setzt bewusst die Bewährungspädagogik ins Zentrum – lernen heißt riskieren, ohne Risikobereitschaft kommt kein Lernen zustande!

(vgl. Koller, 2005:160)

Rausch- und Risikobalance

„Rausch- und Risikobalance meint die Souveränität und Kompetenz von Individuen und Gruppen, Rauscherleben und selbst gewählte Risikosituationen bewusst und somit gefahrenreduzierend zu gestalten und daraus Nutzen zu ziehen – sowie das Vermögen von gesellschaftlichen Handlungsträgern, die dafür erforderlichen Rahmenbedingungen zu schaffen, die sowohl Geselligkeit als auch Reflexion und Übernahme von Verantwortung möglich machen.“

(Koller, 2012:19)

Die Ziele von risflecting[®] sind die Handlungsressourcen auf persönlicher, sozialer und kultureller Ebene zu verbessern. Als Handlungsressourcen werden drei neue Kulturtechniken beschrieben:

TAKE A BREAK – damit ist eine Fähigkeit gemeint, kurz zu stoppen, bevor man sich entschließt zu handeln, bezogen auf Risikosituationen. Innere Bereitschaft, psychische und physische Verfassung sowie soziale und Umweltfaktoren sollen miteinander in Abstimmung gebracht werden. Da dieser Wahrnehmungs- und Entscheidungsprozess meist sehr kurz ist, ist die Beachtung der Emotionen wesentlich. Emotionen wahr-zunehmen und zu spüren – auch, und vor allem, im Hinblick auf den eigenen Körper. Die Wahrnehmung der eigenen Körpersignale ist ein wichtiger Teil dieser Kompetenz.

LOOK AT YOUR FRIENDS – soziale Kompetenz: meint die Bereitschaft zum Austausch und zur offenen Diskussion über Rausch- und Risikoerfahrungen, -sehnsüchte und -strategien. Soziale Wahrnehmung wird auf zweifache Art geschärft: „Schau wer deine Freunde sind – und schaut aufeinander, wenn ihr gemeinsam unterwegs seid“.

REFLECT- Reflexion, als Akt individueller und sozialer Integration: außeralltägliche Erfahrungen bedürfen der Reflexion auf individueller und sozialer Ebene, um

nachhaltig wirken zu können und für den Alltag nutzbar zu sein. Erst die Eingliederung in das alltägliche Leben – gerade im Sinne einer gesundheitsfördernden „Kultur der Balance“ – beugt Fluchttendenzen oder Bewusstseinspaltungen, wie sie beispielsweise den gesellschaftlichen Umgang mit Alkohol bestimmen, vor. (vgl. Koller, 2012:25)

Ansatzpunkte von risflecting[©]

- Individuelle Begleitung
empathische Begleitung von jungen Menschen
Haltung: bewähren statt bewahren
Selbstreflexion
- Peer group education
Peer-Wirkung kann man nur dann erzielen, wenn man eine alltagsnahe Bindung miteinander teilt. Peers, die in der Gruppe Core-Typen sind, haben eine Vorbildfunktion und bringen hohe „Skills“ mit
- Festkultur
Fest an sich ist ein Rausch- und Risikoraum
Feste sind Rituale mit Ordnungsanteilen und nicht steuerbaren, chaotischen Anteilen
Festlauf: (kann als Stufenaufbau gesehen werden: zuerst ansteigend, dann absteigend)
Stufe 1: Anbahnen (Fasten, Einladen), hat mit Reduktion zu tun
Stufe 2: Vorbereiten (putzen, kochen, schmücken), gemeinsames gestalten
Stufe 3: Feiern (Euphorie)
Stufe 4: Abschied nehmen (Trauer, Leere und Reinigung)
Stufe 5: Nachbereiten (Gespräch, Dokumentation)
Stufe 1 und 2 – aufsteigend, Stufe 3 – höchste Stufe, Stufe 4 und 5 absteigend
- Projekte (z.B. alternative Happy Hours)

- Strukturaufbau (Summersplash)

- Öffentlichkeitsarbeit

(vgl. Koller, 2012:38f)

Zusammenfassend kann an dieser Stelle festgehalten werden, dass risflecting[®]

- einen offenen, tabufreien Dialog,
- die Differenzierung von Risiko und Gefahr
- und die Entwicklung der drei Kulturtechniken (TAKE A BREAK, LOOK AT YOUR FRIENDS, REFLECT)

meint. Menschen, Gruppen und Organisationen werden ermutigt, individuelle und gesellschaftliche Verantwortung für außeralltägliche Erfahrungen zu übernehmen und damit deren Potentiale gewinnbringend einzusetzen.

risflecting[®] ist ein lebensnaher Ansatz und versucht in der Auseinandersetzung mit Jugendlichen, der Pädagogik und gesellschaftlichen Entwicklungen Rausch- und Risikokompetenz zu fördern. risflecting[®] geht davon aus, dass gemäß den aktuellen Ergebnissen der Bewusstseinsforschung ein optimaler Umgang mit Rausch und Risiko durch den Aufbau einer kommunikativen Brücke zwischen der alltäglichen Vernunft und dem Risikobereich gewährleistet wird. Die Warnung vor Gefahren steht nicht im Fokus.

8.3) Einsatz von Peers

Multiplikatoren sollen helfen, den Gedanken der Prävention in ihren Alltag (Familie, Freundeskreis, Verein, Arbeitsplatz, Gemeinde, ...) hineinzutragen. Somit sollen aktuelle und wichtige Themen der Prävention und Gesundheitsförderung genau dort entfalten können, wo sie arbeiten und leben.

„In der Fachliteratur [werden] (...) Multiplikatorinnen als wichtiger methodischer Zugang in Prävention und Gesundheitsförderung

beschrieben.“ (Hafen, 2012:66) Besonders im Setting Schule werden MultiplikatorInnen häufig und erfolgreich eingesetzt.

„Da in der Gesundheitsförderung tätige Institutionen und Fachkräfte meist nur in begrenztem Umfang die Zielgruppen direkt erreichen können (...) sind sie in der Regel auf Multiplikatorinnen und Multiplikatoren angewiesen.“ (BZgA, zit. n. Hafen, 2012:66) „In der Folge führen die Autoren aus, dass es beim Multiplikatorenansatz nicht nur (...) um eine Verbreitung der Botschaften professioneller Prävention und Gesundheitsförderung geht, sondern auch um eine Verstärkung ihrer Wirkung.“ (Hafen, 2012:66)

Hafen beschreibt in seinem Artikel die Aufgabe von Multiplikatoren. Er nennt die Bereitstellung von Systemkenntnissen und Zugangsmöglichkeiten, die Erhöhung der Anschlussfähigkeit und die Verbreitung von Botschaften als wesentliches Potenzial in der Arbeit von Multiplikatorinnen. (vgl. Hafen, 2012:68)

Eine spezielle Form des Einsatzes von Multiplikatoren ist der Einsatz von Peers.

„Im Zuge der Ablösung von den Eltern ist eine stärkere Zuwendung des Jugendlichen zur Gleichaltrigengruppe zu konstatieren. Jugendliche orientieren sich mit zunehmendem Alter, sowohl was die Frage der Freizeitgestaltung als auch des Lebensstils anbelangt, verstärkt an Peers.“ (Palentien/Harring, 2010:365)

„Bei der Suche nach erfolgversprechenden Konzepten zur Förderung gesunder Lebensweisen in Kindheit und Jugend gewinnt der Einsatz von Gleichaltrigen und gleich oder ähnlich Gesinnten (Peer Educators) für ihresgleichen zu Zwecken der Beratung, Unterstützung und Information bei jugendspezifischen Fragen und Problemen zunehmend an Bedeutung. Gleichaltrige und Gleichgesinnte – die so genannten Peers – werden dabei als Peer Educators trainiert, bevor sie selbstständig als MultiplikatorenInnen in der Gleichaltrigengruppe zielorientiert präventiv und beraterisch tätig werden. [...] Die größere soziale Nähe, die Jugendliche untereinander herstellen können, und die gemeinsamen

Sprachcodes von Gleichaltrigen gelten als günstige Voraussetzungen zur Initiierung von Lernprozessen, die soziales Lernen ermöglichen, Wahrhaftigkeit und Glaubhaftigkeit der Austauschprozesse maximieren und somit geeignet erscheinen, Einstellungen und Verhalten präventiv zu beeinflussen.“ (Kleiber et.al., 2002:7)

Palentien und Harring (2010:365) weisen aber auch daraufhin, dass die Peergroup sowohl positive, als auch negative Effekte mit sich bringen kann. Dies kann dann auch Auswirkungen auf die Persönlichkeitsentwicklung des Individuums haben.

Unter Rücksichtnahme dieses Aspektes sollte der Einsatz von Peers in der Prävention gut durchdacht sein und aufkommende Fragen, wie beispielsweise „Wer kann als Peer gute Vorbildwirkung erzielen?“ oder „An wem orientieren sich die Jugendlichen unter Gleichaltrigen?“ wohl überlegt sein.

Literaturverzeichnis

Ahlheim, K.-H./Eberle, G. (1988). Meyers kleines Lexikon. Pädagogik. Mannheim, Wien, Zürich: Meyers Lexikonverlag.

Barth, J. (2009). Prävention durch Angst: Die Wirkung von Furchtappellen in der Suchtprävention. In R. Hanewinkel, B. Röhrle (Hg.), Prävention und Gesundheitsförderung Bd. IV. Prävention von Sucht und Substanzmissbrauch. Fortschritte der Gemeindepsychologie und Gesundheitsförderung. Band 20. (S. 197-210). Tübingen: dgvt Verlag.

Bauer, J. (2011). Schmerzgrenze. Vom Ursprung alltäglicher und globaler Gewalt. München, Zürich: Karl Blessing Verlag.

bOJA (Hg.), (2011). Offene Jugendarbeit in Österreich. Was...? Wie...? Wozu...?. Wien: REMAprint.

bOJA (Hg.), (2012). Qualität in der Offenen Jugendarbeit in Österreich. Leitlinien, Hilfestellungen und Anregungen für Qualitätsmanagement in der Offenen Jugendarbeit. Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol, Vorarlberg und Wien.

Bohnsack, R./Marotzki, W./Meuser, M. (2003). Hauptbegriffe Qualitative Sozialforschung. Opladen: Leske & Budrich Verlag.

Bühler, A./Kröger, C. (2006). Forschung und Praxis der Gesundheitsförderung. Expertise zur Prävention des Substanzmissbrauchs. Band 29. BZgA – Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hg.). Köln: Schiffmann.

Bühringer, G./Bühler, A. (2004). Prävention von Depression und Sucht. In K. Hurrelmann, T. Klotz, J. Haisch (Hg.), Lehrbuch Prävention und Gesundheitsförderung. (S. 179-189). Bern: Verlag Hans Huber.

Deinet, U. (1999). Sozialräumliche Jugendarbeit. Eine praxisbezogene Anleitung zur Konzeptentwicklung in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Opladen: Leske + Budrich.

Dlugosch, G./Fischer, U.C. (2009). Theorien und Modelle zur Drogenprävention. In R. Hanewinkel, B. Röhrle (Hg.), Prävention und Gesundheitsförderung Bd. IV. Prävention von Sucht und Substanzmissbrauch. Fortschritte der Gemeindepsychologie und Gesundheitsförderung. Band 20. (S. 11-49). Tübingen: dgvt Verlag.

Flick, U./Kardorff von, E./Steinke, I. (2000). Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuchverlag.

Gugel, G. (2006). Gewalt und Gewaltprävention. Grundfragen, Grundlagen, Ansätze und Handlungsfelder von Gewaltprävention und ihre Bedeutung für Entwicklungszusammenarbeit. Tübingen: Institut für Friedenspädagogik e. V.

Gugel, G. (2007). Gewalt und Gewaltprävention. Grundfragen, Grundlagen, Ansätze und Handlungsfelder von Gewaltprävention und ihre Bedeutung für Entwicklungszusammenarbeit. Tübingen: Institut für Friedenspädagogik e. V.

Gschwandtner, F./Paulik, R./Seyer, S./Schmidbauer, R. (2011). Präventionsforschung. In Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend, Sektion Familie und Jugend, Abteilung II/5 (Hg.), Sechster Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Jugend aus Sicht der Wissenschaft (Teil A) Jugendarbeit (Teil B). (S. 323-338). Wien.

Hafen, M. (2007). Grundlagen der systemischen Prävention. Ein Theoriebuch für Lehre und Praxis. Heidelberg: Carl-Auer Verlag.

Hafen, M. (2012). Mediatoren, Multiplikatorinnen, Mentoren, Drehpunkt- und Schlüsselpersonen in Prävention und Gesundheitsförderung. In: Prävention – Zeitschrift für Gesundheitsförderung, Heft 3, (S. 66-71).

Hallmann, J. (2011). Lebenskompetenzen und Kompetenzförderung. In Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hg), Leitbegriffe der Gesundheitsförderung und Prävention. Glossar zu Konzepten, Strategien und Methoden. (S. 356-360). Köln: Verlag für Gesundheitsförderung.

Heß, M./Reinhardt, V. (2002). Drogenprävention im Internet. Unter der Berücksichtigung pädagogischer und schulischer Bedingungen der Drogenprävention. Mannheim: Schiemer Verlag.

Horvath, I./Eggerth, A./Fröschl, B./Weigl, M. (2009). Die präventive Rolle der offenen Jugendarbeit. In Bmwfj, Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend (Hg.). Wien.

Hüllinghorst, R. (2000). Präventive Sucht- und Drogenpolitik in der Bundesrepublik Deutschland. In B. Schmidt, K. Hurrelmann (Hg), Präventive Sucht- und Drogenpolitik. Ein Handbuch. (S. 267-281). Opladen: Leske & Budrich.

Keller, J.A./Novak, F. (1979). Kleines Pädagogisches Wörterbuch. Grundbegriffe – Praxisorientierungen – Reformideen. Freiburg, Basel, Wien: Herder.

Klawe, W. (1996). Arbeit mit Jugendlichen. Einführung in Bedingungen, Ziele, Methoden und Sozialformen der Jugendarbeit. Grundlagentexte Soziale Berufe. Weinheim, München: Juventa.

Kleiber, D./Appel, E. (2002). Evaluation des Modellprojektes. Peer Education. Im Auftrag der BZgA. Kurzfassung. BZgA – Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hg.). Köln: Kühn & Partner Medien GbR.

Koller, G. (2012). spring ... und lande. Landkarten für die Rausch – und Risikopädagogik. Edition LIFEart.

Köck, P./Ott, H. (2002). Wörterbuch für Erziehung und Unterricht. 3100 Begriffe aus den Bereichen Pädagogik, Didaktik, Psychologie, Soziologie, Sozialwesen. Donauwörth: Auer.

Körkel, J./Veltrup, C. (2003). Motivational Interviewing: Eine Übersicht. Nürnberg.

Melzer, W./Schubarth, W./Ehninger, F. (2006). Positives Sozialverhalten von SchülerInnen und Schüler ist ein Bildungswert. In W. Heitmeyer, M. Schröttle (Hg), Gewalt – Beschreibungen, Analysen, Prävention. (S. 217-236). Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Miller, W.R./Rollnick, S. (2002). Motivational Interviewing. Preparing people to change. New York: Guilford.

Miller, W.R./Rollnick, S. (2013). Motivational Interviewing. Helping people change. New York: Guilford.

Münchmeier, R. (2000): Was ist Offene Jugendarbeit? Eine Standortbestimmung.

In: Deinet, U./Sturzenhecker, B. (Hg.), Handbuch Offene Jugendarbeit. (S.13-23).
Münster: Votum Verlag.

Palentien, C./Harring, M. (2010). Jugendliches Risikoverhalten, Drogenkonsum und Peers. In M. Harring, O. Böhm-Kasper, C. Rohlf, C. Palentien (Hg.), Freundschaften, Cliques und Jugendkulturen. Peers als Bildungs- und Sozialisationsinstanzen. (S. 365-384). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Piontek, D./Bühler, A. (2009). Fördern Lebenskompetenzprogramme wirklich Kompetenzen? In R. Hanewinkel, B. Röhrle (Hg.), Prävention und Gesundheitsförderung Bd. IV. Prävention von Sucht und Substanzmissbrauch. Fortschritte der Gemeindepsychologie und Gesundheitsförderung. Band 20. (S. 183-196). Tübingen: dgvt Verlag.

Ricken, G. (2012). Prävention. In K.-P. Horn, H. Kemnitz, W. Marotzki, U. Sandfuchs (Hg.), Klinkhardt Lexikon Erziehungswissenschaft. Phänomenologische Pädagogik – Zypern (S. 27). Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt.

Schoibl, H. (2012). Jugendsozialarbeit im Handlungsfeld der offenen und mobilen Jugendarbeit. Implementierung von Arbeitsansätzen, Handlungsprinzipien und Methoden der Jugendsozialarbeit im offenen Handlungsfeld von offener und mobiler Jugendarbeit. Salzburg.

Schröder, A./Merkle, A. (2009). Leitfaden Konfliktbewältigung und Gewaltprävention. Pädagogische Konzepte für Schule und Jugendhilfe. Schwalbach: Wochenschau Verlag.

Schubarth, W. (2000). Gewaltprävention in Schule und Jugendhilfe. Theoretische Grundlagen. Empirische Ergebnisse. Praxismodelle. Neuwied, Kriftel: Luchterhand.

Schubarth, W. (2010). Gewalt und Mobbing an Schulen. Möglichkeiten der Prävention und Intervention. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.

Sting, S./Blum, C. (2003). Soziale Arbeit in der Suchtprävention. München: Ernst Reinhardt Verlag.

Sturzenhecker, B. (2005). Partizipation in der Offenen Jugendarbeit. In: BMFSFJ - Bundesministerium für Familie, Frauen und Jugend (Hrsg.), Kiste - Bausteine für die Kinder- und Jugendbeteiligung. FH Lüneburg - Forschungsstelle Kinderpolitik. Berlin: Infostelle Kinderpolitik des Deutschen Kinderhilfswerkes.

Thesing, T./Geiger, B./Erne-Hermann, P./Klenk, Ch. (2001). Sozialpädagogische Praxisfelder. Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verlag.

Thole, W. (2000). Kinder- und Jugendarbeit. Eine Einführung. Grundlagentexte Sozialpädagogik/Sozialarbeit. Weinheim, München: Juventa Verlag.

Uhl, A. (2007). Prävention. Begriffe, Konzepte und Menschenbilder in der Suchtprävention. In SuchtMagazin Nr. 4, S. 3-11.

Uhl, A. (2007): Kriterien der Evaluation in der Suchtprävention. In: Prävention – Zeitschrift für Gesundheitsförderung Heft 4/2007, S. 120-124.

Uhl, A./Springer, A. (2002). Professionelle Suchtprävention in Österreich. Leitbildentwicklung der Österreichischen Fachstellen für Suchtprävention. Wien: Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generationen.

WHO – Weltgesundheitsorganisation (1984). Gesundheitsdefinition.

Internetquellen

<http://www.fgoe.org/veranstaltungen/fgoe-konferenzen-und-tagungen/archiv/seelische-gesundheit-im-schulischen-setting-kooperation-fur-gewaltpraevention/handout%20wisk%2026.11..pdf>, Zugriff am 21. März 2013.

<http://www.fgoe.org/gesundheitsfoerderung/glossar/gesundheitsdeterminanten>, Zugriff am 22. September 2014

Gordon, R. (1983). An Operational Classification of Disease Prevention. Public Health Report,
<http://www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles/PMC1424415/pdf/pubhealthrep00112-0005.pdf>, Zugriff am 12.03.2013.

<http://www.freiewelt.net/interview/erziehung-oder-peergroup-wer-ist-staerker-10003888/>, Zugriff am 26.08.2014.

<http://www.boja.at/boja/ueber-uns/>, Zugriff am 19.August 2014

<http://www.suchtvorbeugung.ktn.gv.at/Default.aspx?Slid=91&LAid=1>, Zugriff am 21.08.2014

http://www.kija.ktn.gv.at/244740_DE-KIJA_-_2012-Angebote., Zugriff am 21.08.2014

Tabellenverzeichnis

Tab. 1:

Theorien für Gewalt und Konsequenzen für die Gewaltprävention. Entnommen aus Schubarth, W. (2000). Gewaltprävention in Schule und Jugendhilfe. Theoretische Grundlagen. Empirische Ergebnisse. Praxismodelle. Neuwied, Kriftel: Luchterhand.

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1:

Grafische Darstellung der Gesundheitsdeterminanten: FGÖ nach Dahlgreen und Whitehead 1991

<http://www.fgoe.org/gesundheitsfoerderung/glossar/gesundheitsdeterminanten>,
Zugriff am 22. September 2014